

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Er ritt schnell die Straße nach Runsgate entlang und hatte in einer Stunde die Station erreicht, von welcher aus Bernice nach London zurückgekehrt war. Man erwartete einen Zug und der Cassier saß hinter seinem offenen Fenster bei der Cassé, um für etwaige Passagiere in Bereitschaft zu sein.

Mr. Bisset ließ sein Pferd vor dem Bahnhofe in der Obhut eines Burschen zurück und ging hinein.

„Wohin, mein Herr?“ fragte der Cassier rasch, als der Detektiv an seinem Fenster erschien.

„Eigentlich nirgends hin,“ entgegnete Bisset gutmüthig. „Ich wollte mir nur die Freiheit nehmen, eine Frage an Sie zu richten, welche Sie vielleicht beantworten können. Gestern Morgen ist eine junge Dame mit dem Silzuge allein nach London gefahren, und ich bin ihr halb etwas unruhig. Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, sie ging ganz heimlich fort. Reiste sie von dieser Station ab? Eine junge Dame, ganz grau gekleidet, mit grauem Hute, grauer Feder und grauem Schleier.“

Der Cassier sann einige Sekunden nach und erwiderte dann sehr höflich:

„Es war eine solche junge Dame gestern Morgen hier, mein Herr. Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen, weil es durch den Schleier verborgen war. Sie schien von einem langen Spaziergange sehr ermüdet zu sein, und fuhr in einem Damencoupe erster Klasse nach London. Ist sie entflohen, mein Herr?“

„So etwas dergleichen,“ sagte Bisset. „Ich danke Ihnen, ich bin ganz befriedigt.“

Er empfahl sich, bestieg sein Pferd und ritt nach Chetwynd-Park zurück.

„Mein Geschäft ist rascher beendet, als ich erwartete,“ sagte er. „Ich werde noch vor dem Speisen zurück sein.“

Mein Ausflug war von Erfolg. Das „Gespenst“ ging also nach London. In der ersten Classe! Offenbar eine feine Dame. Im Damencoupe! Also auch bescheiden und anständig. Das „Gespenst“ hat einen Schlupfwinkel in London, es ist jetzt dort und glaubt sich in Sicherheit. Im Uebrigen muß es Chetwynd-House sehr genau kennen, um so auf allen Thürschwelen und im Zimmer des Marquis zu erscheinen — — Der nächste Schritt muß sein, das Haus zu durchsuchen.“

Er kam noch rechtzeitig in Chetwynd-Park an, um sich zum Diner umzulegen. Im Speisesaal wurde er von Lord Chetwynd freundlich begrüßt, doch nicht gefragt, wo er gewesen sei oder was er ausgerichtet habe. Bald darauf kam Mr. Tempest herein, ihm folgte Gilbert Mont und zuletzt, schimmernd in gelber Seide und mit einem prächtigen Topaschmuck geschmückt, erschien Miß Mont.

Lord Chetwynd ging ihr entgegen, reichte ihr den Arm und führte sie mitten in's Zimmer.

Miß Mont begrüßte Tempest mit sehr schmeichelhaften Worten und der Gelehrte verneigte sich dankend.

Dem Detektiv Bisset warf sie einen stolz herablassenden Gruß zu.

Sylvia beabsichtigte, ihn mit dem Glanze ihrer Schönheit und äußeren Erscheinung ganz niederzudrücken, aber sonderbar, Mr. Bisset ließ sich durchaus nicht blenden.

Bald darauf ging man zu Tische und die Mahlzeit verging unter anregenden Gesprächen sehr rasch.

Nach dem Speisen ging man in den Salon.

Miß Mont spielte Clavier und sang dazu, Mr. Tempest erzählte von seinen Reisen und Abenteuern, und so unterhielt man sich den ganzen Abend sehr gut.

Um elf Uhr zogen sich die Geschwister Mont, Beide mit dem geheimen Wunsche, sich an diesem Abende gegen-

seitig noch auszusprechen und zu erklären, auf ihre Zimmer zurück.

Mr. Tempest stand auf, um ihrem Beispiel zu folgen.

„Ich bitte Sie, so gut zu sein, noch einige Minuten zu bleiben, mein Herr!“ sagte der Detektive ruhig. „Ich habe Lord Chetwynd etwas zu sagen und ich glaube, der Marquis wünschte in allen Dingen Ihren Rath zu hören, Mr. Tempest.“

Lord Chetwynd bejahte.

Mr. Bisset ging auf den Fußspitzen sachte zur Thür hin und lauschte. Er versperrte die Thür und ging zurück.

„Ich habe mir die Sicherheit verschafft, mein Lord,“ sagte er in geschäftsmäßigem Tone, „daß das „Gespenst“ von Chetwynd-Park am Dienstag Abend von London in Eastbourne angekommen ist. Es fuhr in einem Wagen bis zu dem Dorfe Chetwynd, und wollte mit demselben Wagen zwei Stunden später wieder zurückfahren. Erschrocken darüber, von Surer Lordschaft fast erhascht worden zu sein, kehrte es nicht in dem Wagen zurück, sondern ging zu Fuße nach Kingsgate, von wo aus es gestern Morgen mit dem Silzuge nach London fuhr. Es war ganz allein, hatte keine Helfershelfer, machte den Eindruck einer feinen jungen Dame und trug einen einfachen grauen Reiseanzug.“

Lord Chetwynd und Mr. Tempest waren über diese Menge von Neuigkeiten ganz überrascht.

„Ich habe Ursache zu glauben, daß die junge Dame im Hause ein Versteck hat, denn ich glaube nicht, daß dieses „Gespenst“ sein weißes Leichenkleid mit sich hin und her trägt. Sie wechselt gewiß ihre Kleider hier beim Kommen und Gehen, und das wahrscheinlich in einer sehr entlegenen Kammer hier im Hause. Ich möchte nun gerne die Dachstuben in Ihrer und Mr. Tempest's Gesellschaft untersuchen, mein Lord. Können wir heimlich und ungesehen hinaufgehen?“

„Gewiß. Ich will Mr. Monk bitten, mit uns zu gehen.“

„Ich bitte Eure Lordschaft, Mr. Monk nicht zu rufen,“ unterbrach ihn Bisset. „Ich arbeite nicht gern mit so Vielen. Können wir Drei nicht allein gehen?“

Chetwynd bejahte. Er läutete und ließ Lichter bringen.

„Wir können gleich gehen, wenn Sie wollen, Mr. Bisset,“ sagte der Marquis, „denn das Haus ist ruhig und ich bin ungeduldig, das weiße Kleid zu untersuchen, wenn es im Hause ist. Wenn wir es finden, so werde ich erkennen, ob es das ist, welches meine Frau trug. Kommen Sie!“

Er ging die Seitenstiege zu den Dachstuben voraus, und Mr. Bisset und Tempest folgten ihm. Sowohl der Marquis als Tempest zitterten vor Aufregung; aber Bisset war ruhig und gelassen, wie Jemand, der einem sicheren Siege entgegen geht.

Sechshundvierzigstes Kapitel.

Während Lord Chetwynd, Mr. Tempest und Bisset, der Detektive, die Dachkammern des Schlosses durchsuchten, um Spuren von dem gespenstigen Besuche in Chetwynd-Park zu finden, kamen Sylvia und Gilbert Monk zu einer gegenseitigen Verständigung.

Miss Monk war von dem Salon in ihre Zimmer zurückgegangen.

Sie hatte ihr schimmerndes, gelbes Seidenkleid mit

ihrer dunklen Schlafrocke vertauscht und spielte eben mit der golddurchwirkten Gürtelschnur desselben, als leise an die Thür ihres Douboirs geklopft wurde.

„Es ist Gilbert,“ sagte Miss Monk, „ich kenne sein Klopfen. Laß ihn ein, Ragen.“

Die alte Indierin gehorchte.

Miss Monk folgte ihrer Dienerin in's Douvoir, gerade als Gilbert eingelassen wurde.

Ragen versperrte die Thür hinter ihm.

„Das ist ein unerwartetes Vergnügen, Gilbert,“ sagte Miss Monk ironisch. „Du hast Dich in der letzten Zeit nicht sehr brüderlich bewiesen. Ich glaube sogar, daß Du mir ausweichen wolltest. Willst Du Dich nicht setzen?“

„Ich danke Dir,“ sagte Monk nachlässig und streckte sich dennoch in einen Fauteuil. „Ich bemerkte, daß Du mich sehen wolltest. Uebrigens habe ich Dir etwas Besonderes zu sagen. Wo ist Ragen?“

Er schaute sich um.

Die alte Indierin kauerte in einer Ecke auf dem Schemel, in der offenbaren Absicht, während der Unterredung im Zimmer zu bleiben.

Sie warf Gilbert einen finsternen, drohenden Blick zu.

„Was ich Dir zu sagen habe, Sylvia, ist für Dich allein berechnet,“ sagte ihr Bruder. „Du solltest Deine Dienerin lieber fort schicken.“

„Du kannst nichts sagen, was sie nicht hören könnte,“ erwiderte Miss Monk kalt. „Ragen besitzt mein volles Vertrauen. Sie wird hier bleiben.“

„Ich zweifle nicht, daß sie Dein Vertrauen besitzt,“ sagte Gilbert höhlich, „und ich kann ebenso gut vor ihr sprechen obwohl sie nicht meine Vertraute ist. Ich habe Dir nur einige Worte zu sagen. Das „Gespenst“ von Chetwynd-Park erweist sich als ein lebendes Frauenzimmer. Da es also kein Geist, keine unkörperliche Erscheinung ist, folgt, daß Du es wenigstens zweimal gesehen haben mußt. Da das der Fall ist, war ich gezwungen, Chetwynd zu sagen, Du habest den Geist gesehen, aber nur aus Schonung für ihn die Thatsache abgeleugnet. Ich sagte ihm, daß Du die Erscheinung für einen wirklichen Geist gehalten hättest, und nur darüber schwiegst, um ihn nicht noch mehr aufzuregen. Ich beschützte Dich also auf die zartfühlendste Weise, und seine Achtung für Dich hat durch diesen Beweis Deiner Sorgfalt und Liebe für ihn nur gewonnen. Ich hätte Dir das früher sagen sollen, aber im Drange meiner eigenen Angelegenheiten habe ich es vergessen. Da der Detektive jedoch noch nicht mit Dir allein gesprochen hat, habe ich noch nichts versäumt; und auch Chetwynd hatte noch keine Zeit, Dich zu fragen. So das ist Alles, was ich Dir sagen wollte, und nun gehe ich wieder.“

Miss Monk stand vor ihm mit brennenden Wangen und weitgeöffneten, funkensprühenden Augen.

„Einen Augenblick,“ sagte sie befehlend. „Diese Unterredung ist noch nicht zu Ende. Warum hast Du Rog gesagt daß ich den Geist gesehen habe?“

„Weil er mich fragte. Er wußte, daß Du gerade in der Richtung des Gespenstes hinschauest und es gesehen haben mußt, wenn es wirklich dort war. Er hat bewiesen, daß es ein wirkliches Wesen ist, und deshalb machte ich aus der Noth eine Tugend und sagte die Wahrheit. Du hast meine Warnung noch rechtzeitig erhalten und kannst Deine Raunen leicht mit Deiner Liebe und Sorgfalt für

Lord Chetwynd entschuldigen. Da ich Dir aber sonst nichts zu sagen habe, so will ich auch diese Unterredung nicht länger fortsetzen."

Er stand auf. Die alte Ragen hatte sich längst in ihrer Ecke erhoben und glitt wie ein Panther zur Thür. Auf eine rasche Geberde ihrer Herrin versperrte sie dieselbe jetzt und zog den Schlüssel ab.

Mont hörte das Klirren des Schlosses und sprang auf die Thür zu, als das alte Weib davon wegtrat. Er kam um eine Sekunde zu spät.

"Du sollst mir jetzt die Aufklärung geben, die ich schon so lange wünsche," sagte Miß Mont kalt. "Ich habe Dir viel zu sagen, setze Dich noch einmal."

Mont hatte sich wieder gefaßt. Er verneigte sich ruhig, fügte sich in die Lage und nahm seinen Sitz wieder ein.

"Nun," sagte er mit einer Miene angenommener Gleichgültigkeit, "was hast Du mir zu sagen?"

"Vor Allem," entgegnete Miß Mont zornig, "daß die Mittheilung, die Du mir soeben gemacht hast, zu spät kommt."

"Zu spät?"

"Ja, zu spät. Ich hatte bereits eine Unterredung mit diesem Detektive-Offizier. Er hat mich, den geheimnißvollen Besuch, der das Gespenst darstellte, zu beschreiben. Ich habe vor Lord Chetwynd immer geleugnet, sie gesehen zu haben. Ich mußte also um jeden Preis dabei verharren, und leugnete vor Mr. Bisset daher ganz entschieden, das Gespenst gesehen zu haben. Er sagte mir dann, daß Du ihm mitgetheilt hättest, ich hätte es gesehen. Ich blieb noch immer bei meiner Weigerung. Was er von mir denkt, das weiß ich nicht. Wie kannst Du es wagen, Dich so in meine Angelegenheiten zu mengen? Wie kannst Du es wagen, zu behaupten, ich hätte das Frauenzimmer gesehen?"

"Ich konnte nicht anders, denn man hatte mich in die Enge getrieben. Ich wollte Dich rechtzeitig warnen; aber es ist noch kein Unglück geschehen. Dieser Detektive ist ein einfältiger Kerl, ein höflichförmiger Geck. Sein ganzes Auftreten, seine elegante Kleidung, die affektirte Sprache und sein abgeziertes Benehmen verrathen, was er ist. Er ist von guter Familie und hat seine jetzige Stellung durch Protektion erhalten. Der Polizeidirector schickte ihn nur zum Schein hierher; das ist Alles."

Miß Mont lächelte verächtlich.

"Bist Du so oberflächlich, als es Deine Worte beweisen?" rief sie aus. "Bist Du so blind, so einfältig, so dumm? Dieser Bisset ist einer der scharfsinnigsten Agenten, über welche die Polizei verfügt. Er giebt sich nur so gedenkhaft, um seinen wirklichen Charakter zu verbergen. Er einfältig! Du hast Dich in Deinem Leben nicht ärger geirrt, denn dieser Mann ist scharfblickend und kann unter Umständen furchtbar gefährlich werden."

Mont lachte höhnißch.

"Du legst ihm alle Eigenschaften eines Detektives in einem Romane bei," sagte er.

"Sei auf Deiner Hut vor ihm, Gilbert," ermahnte Sylvia. "Er wird trotz Deiner Schlaueit hinter Deine Geheimnisse kommen. Als ich heute auf der Terrasse mit ihm spazieren ging, hörte Ragen, daß er der Detektive sei und kam unter irgend einem Vorwande heraus, um mich vor ihm zu warnen. Ragen sprach indisch mit mir und als sie fort war, sagte er mir lächelnd, wie sehr ihm das Indische

gefallen. Er hat in Indien gelebt und versteht die Sprache dieses Landes, ja, er hat sogar Bücher darüber geschrieben."

"Verdammt!"

"Wie viel er weiß, oder wie wenig, kann ich nicht errathen; aber er weiß mehr, als Du glaubst. Er sagte mir auch, daß er indische Sitten und Gebräuche studirt habe, und ein gewisser Ausdruck in seinen Worten und Blicken machte mich glauben, daß dieselben eine besondere Bedeutung haben. Er argwohnt vielleicht etwas von dem, was hier vorgefallen ist — —"

"Zugestanden, daß Bisset der ist, für den Du ihn hältst," sagte Mont gedankenvoll, "so ist er doch nur ein Mensch. So schlau, daß er tief unter die Oberfläche sieht, ist er nicht."

"Meinst Du? Er hat seinen Beruf nur aus Vorliebe dafür ergriffen. Seine Fähigkeiten sind alle nach einer Richtung hin ausgebildet — Geheimnisse zu ergründen. Er ist wie ein Hund, dessen Spürvermögen die höchste Vollendung erreicht hat. Er braucht nur ein Geheimniß zu wittern und setzt auch schon alle seine Fähigkeiten daran, es zu ergründen. Wenn in diesem Hause ein Geheimniß verborgen ist, wird er es an's Licht bringen. Du bist in Gefahr — ebenso gut wie ich. Ich kann nicht in den Untergang gestürzt werden, ohne Dich mitzureißen. Du hast seit einem Jahre gegen mich gespielt, Gilbert; aber ich sage Dir, Du solltest lieber mit mir, als gegen mich arbeiten."

Sie sprach in wildem, drohendem Tone. Mont that, als verstünde er sie nicht.

"Wieso habe ich gegen Dich gespielt?" fragte er.

Miß Mont neigte sich rasch vorwärts und fragte noch wilder:

"Wo ist Bernice Chetwynd?"

Mont erschrak und wechselte die Farbe. Er hatte diese Frage längst erwartet, war aber doch nicht vorbereitet darauf, als sie ihm gestellt wurde.

"Ist sie nicht in ihrem Sarge?" fragte er mit einer schwachen Anstrengung, sich zu sammeln.

"Glaubst Du, Du kannst mich noch immer betrügen?" entgegnete Sylvia mit einer verächtlichen Geberde. "Ich kenne Dich, Gilbert, und weiß, daß Bernice lebt. Wo ist sie, frage ich!"

Gilbert's Verlegenheit dauerte nur wenige Sekunden, dann hatte er sich wieder gefaßt. Welche Gefahr drohte ihm auch von dieser Seite? Die Feindin, der er gegenüber sah, war seine Schwester, und befand sich eher in seiner Gewalt, als er in der ihren. Er beschloß daher, von der Befreiung Bernice's aus ihrem Grabe kein Geheimniß mehr zu machen, um auf diese Weise seiner Schwester gegenüber eine klare Stellung zu gewinnen.

"Lady Chetwynd ist jetzt in London," erwiderte er daher in leichtem Tone.

Ein Zug der Erleichterung glitt über Miß Mont's Gesicht.

"Ich wäunte sie hier im Hause," sagte sie, "und in diesem Falle würde sie der Detektive ganz gewiß finden. Wo ist sie in London?"

Die alte Ragen spitzte die Ohren.

"Das werde ich Dir nicht sagen," entgegnete Mont kalt. "Sie ist in Sicherheit und soll es auch bleiben."

Die alte Indierin ballte ihre braunen Hände und wüthende, drohende Blicke schossen aus ihren Augen.

„Ich glaube, Du hast Bernice vor sechszehn Monaten aus ihrem Grabe befreit, Gilbert,“ sagte Miß Mont langsam.

„Ja,“ entgegnete er und erzählte dann Alles, was seit dieser Zeit geschehen war.

„Zu welchem Zwecke befreitest Du sie?“ fragte Sylvia, als Gilbert geendet.

„Das ist mein Geheimniß,“ lächelte Mont.

„Es soll aber das meinige sein, selbst wenn ich es Dir entreißen müßte,“ rief Sylvia. „Du willst Dich auf meine Kosten bereichern, willst bis zu meinem Hochzeitstag warten, und dann Lord Chetwynd eröffnen, daß Bernice lebt, und eine glänzende Belohnung fordern.“

„Du irrst Dich gewaltig, denn nie hatte ich eine solche Absicht. Wenn ich es verhindern kann, wird Chetwynd nie erfahren, daß Bernice lebt.“

„Du beabsichtigst also, sie als Expreßungsmittel gegen mich leben zu lassen?“

„Nicht ganz. Und dennoch erwarte ich, daß Du mir einen schönen Jahresgehalt zahlst, wenn Du Lady Chetwynd wirst.“

„Ich will Dir mehr zahlen, wenn sie todt ist.“

„Aber ich beabsichtige, sie leben zu lassen, denn ich liebe Bernice. Du hast gesehen, zu welcher herrlichen Schönheit sie sich entwickelt hat. Ich habe ihr ein ganzes Jahr lang eine französische Gouvernante gehalten und aus dem einfältigen Mädchen ist eine Dame geworden, die an jedem Hofe erscheinen könnte. Sie ist ebenso elegant als lieblich, ebenso rein als sanft, ebenso ehrlich und wahrhaft, als geistvoll und anmuthig.“

„Ich glaube, Du bist wirklich verliebt in sie,“ entgegnete Sylvia spöttlich. „Aber sonderbar ist's, und ich hätte es nie für möglich gehalten, daß Du dich überhaupt perliebst. Bernice hat sich verändert, man kann kaum glauben, daß sie das Inselmädchen von St. Kilba ist — — Aber Deine Liebe für sie wird mich wahrscheinlich ruiniren.“

„Wieso? Du kannst Chetwynd heirathen, und auf Reisen gehen, wie Du es beabsichtigst. Ich werde Bernice heirathen — sie glaubt sich durch ihren Scheintod und das Begräbniß frei von dem Band der ersten Ehe; ich werde ihr geloben, über ihre Vergangenheit ewiges Schweigen zu beobachten. Sie ist einfältig genug, ein gegebenes Wort für heilig zu halten. Wenn sie dann mein ist, und Du wieder nach England zurückkehren willst, werde ich mit ihr in ein fremdes Land gehen und dort meine Tage zubringen. Ich liebe England nicht und ich möchte gern in Deutschland leben. Gib mir ein gutes Einkommen, eine Besitzung in der Nähe von Wien, Pferde und Dienerschaft, und ich verlange nichts weiter.“

Miß Mont betrachtete ihren Bruder argwöhnisch und forschend. Sie sah, daß er die Wahrheit sprach, war aber noch nicht zufrieden.

„Du hattest vor sechszehn Monaten keinen derartigen Plan, Gilbert,“ sagte sie, „und hast Bernice nicht aus dem Grabe befreit, weil Du sie liebtest. Diese Liebe und der Vorsatz, mit ihr in einem fremden Lande zu leben, datirt von späterer Zeit. Warum hast Du sie also dem Tode entrissen, warum sie von aller Welt abgeschlossen? Du mußt mir sagen, warum!“

„Ich habe keine Einwendung dagegen,“ sagte Mont leicht. „Die Wahrheit kann nichts schaden. Ich hatte durch meine Verbindung mit Scotsby und Newman Lady Chet-

wynd's Geschichte entdeckt. Du erinnerst Dich, daß über ihre Geburt ein geheimnißvolles Dunkel herrschte. Sie war von ihrem Vater, einem reichen Edelmann, nach St. Kilba gebracht, und auf dieser einsamen Insel bei dem Pfarrer Swellan und dessen Frau zurückgelassen worden, und diese erzogen die arme Waise wie ihr eigenes Kind. Ihr Vater kümmerte sich nie wieder um sie. Nun entdeckte ich zufällig, wer sie ist, und diese Entdeckung veranlaßte mich zu handeln, wie ich es gethan habe. Meine erste Idee war, Bernice bis nach Deiner Hochzeit in Abgeschiedenheit zu halten, sie dann ihren Freunden zurückzugeben, und die dafür ausgesetzte fürstliche Belohnung in Empfang zu nehmen; aber diese Idee war doch zu armselig. Ich hätte sie kaum ausführen können, ohne Deine Stellung als Chetwynd's Frau zu gefährden; aber jetzt sehe ich meinen Weg klar. Wir können Beide unsere Ziele verfolgen, ohne unsere Interessen zu schädigen, wenn Du auf meinen Plan eingehst.“

Miß Mont's Stirne war gefurcht, ihr dunkles Gesicht grau und farblos, ihre Miene finster und drohend.

„Du weißt, wer Bernice ist?“ rief sie aus. „Du hast es die ganze Zeit über gewußt? Für so verschlagen hätte ich Dich nie gehalten, Gilbert. Sprich, wer ist sie?“

„Das kann ich Dir nicht sagen. Ich bewahre mir dies Geheimniß für meinen eigenen Vortheil.“

„Ist sie eine Erbin?“ fragte Miß Mont stirnrunzelnd. „Höchst wahrscheinlich. Ich werde mich nicht an eine Bettlerin wegwerfen.“

„Warum hat ihr Vater sie verlassen?“

„Es ist besser für Dich, wenn Du nicht allzu viel von Bernice weißt, Sylvia. Sie ist eine Erbin, so viel will ich Dir gestehen. Sie ist von edler Abkunft und hat Freunde, die mich reich machen werden, wenn ich sie ihnen zurückgebe. Aber wenn sie sie sehen werden, wird sie meine Gattin sein und gebunden zu schweigen über ihre erste Heirath und alle Ereignisse, die daraus entstanden. Du kannst mir vertrauen, Sylvia; ich werde Deine Aussichten in keiner Weise schädigen und Chetwynd soll nie erfahren, daß Bernice aus ihrem Grabe erstiegen ist.“

Miß Mont, anstatt von dieser Versicherung beruhigt zu sein, schaute finster und zornig vor sich hin.

„Gilbert,“ sagte sie nach einer Pause, „lasse Bernice sterben und ich will Dich besser bezahlen, als es ihre Freunde können, ich will Dir einen Jahresgehalt aussetzen, der an sich schon ein Vermögen ist — —“

„Vorausgesetzt, Chetwynd willigt darein,“ entgegnete Gilbert trocken; „denn Du wirst nicht unbeschränkt über so viel Geld zu gebieten haben, meine Liebe. Vergiß nicht, daß Du eine vermögenslose Braut bist. Apropos, wie steht's denn mit Deinem Ehecontracte?“

„Er liegt bereits bei dem Advocaten. Chetwynd handelt groß an mir. Mein jährliches Einkommen wird glänzend sein. Aber er kann es ja thun, da er so reich ist!“

„Das weiß ich,“ sagte Mont aufstehend und durch das Zimmer gehend; „aber mit Deinem Gang zu einem luxuriösen Leben wirst Du es schon dahin bringen, daß sich sein Reichthum vermindert. Ich aber sehne mich auch nach Reichthum, und wenn ich Bernice heirathe, werde ich mein Ziel erreicht haben. Darum laß uns Freunde werden, Sylvia. Du kennst meine Geheimnisse und ich die Deinigen. Du wirst Dich überzeugen, daß unsere Interessen nicht auseinander gehen.“

Miß Monk kämpfte einen schweren innerlichen Kampf. Sie war voll Haß und Wuth, und sehnte sich darnach, ihren Zorn an Gilbert auszulassen, aber ein Gefühl der Vorsicht hielt sie zurück.

„Du hast recht,“ sagte sie endlich mit ersticker Stimme. „Ich bin froh, daß Du nicht gegen mich gearbeitet hast. Es ist gut, daß wir uns gegenseitig aufklären und wissen, wie wir zu einander stehen. Sei mir ein Freund, Gilbert! Ich stehe ohnedies fast allein in der Welt, und ich will Dich für Deine Treue gegen mich belohnen.“

Monk war überrascht von der ungewöhnlichen Demuth im Tone seiner Schwester. Er betrachtete sie durchdringend und reichte ihr dann als Freundschaftszeichen seine Hand.

„Du kannst Dich auf mich verlassen,“ sagte er; „doch jetzt muß ich gehen, Sylvia. Ich glaube, ich höre Schritte auf den Treppen über uns. Der verdammte Detektive spionirt vielleicht schon. Ich werde ein scharfes Auge auf ihn haben!“

Er näherte sich wieder der Thür. Die alte Nagen schaute ihre Herrin bedeutsam an. Miß Monk nickte. Die Dienerin beeilte sich, die Thür zu öffnen. Ohne sie eines Blickes zu würdigen, ging Gilbert Monk in die Halle hinaus, und die Thür schloß sich wieder hinter ihm.

Nagen schob den Riegel vor, lauschte seinen verhallenden Schritten, und stellte sich dann ihrer Herrin gegenüber.

„Was soll geschehen?“ fragte die Indierin flüsternd. „Ist's eine Vereinigung, Missy?“

„Nein — ein tödlicher Krieg ist's,“ sagte Miß Monk mit ihrer wilden, durchdringenden Stimme. „Ich bin nicht sicher, so lange Bernice lebt. Sie wird Gilbert nie heirathen wollen, denn sie vergöttert Rog Chetwynd. Auch scheint sie ihre eigenen Pläne zu haben, denn sie spielt den Geist hier, um mich zu erschrecken, und wird sich Chetwynd zu einer gewissen Zeit zu erkennen geben. Ich sage Dir, ich sehe auf einem schlummernden Vulkan — darum muß sie sterben!“

„Ja, sie muß sterben!“ wiederholte die alte Indierin dumpf.

„Wenn der Detektive von hier fortgeht, wird Gilbert nach London gehen, um Bernice zu suchen,“ fuhr Sylvia fort. „Sagte er nicht, daß sie in London ist? Du mußt ihn verfolgen, bis Du auf ihrer Spur bist. Finde sie und laß Dir sie nicht zum dritten Male entweichen! Bedenke, daß es meine Sicherheit ist, für die Du kämpfst!“

Die Indierin nickte zustimmend und ein tüchtiges Lächeln umspielte ihre farblosen Lippen.

Inzwischen hatte sich Gilbert Monk auf sein Zimmer geschlichen. Wieder hörte er Schritte in dem oberen Gange.

Die Ueberzeugung, daß der Detektive wirklich im Hause herumspionire, bewog ihn zu einer Untersuchung. Er schlich durch die Halle bis zur Stiege und begann hinauf zu steigen.

„Ich will sehen, was der Mensch vor hat,“ murmelte er. „Vielleicht durchsucht er die Dachkammern.“

Vorsichtig krieg er hinauf. Am oberen Ende der Stiege begegnete er Lord Chetwynd, Mr. Tempest und Bisset, die von ihrer Untersuchung zurückkamen. Ein Blick in ihre Gesichter und auf ein Bündel an Bisset's Arm verrieth Monk, daß sie eine wichtige Entdeckung gemacht hatten.

Die Wohnung, welche Mrs. Crowl und Flac in Bisle-Street bewohnten, war nichts weniger als luxuriös. Mrs. Crowl nahm in dem oberen Stockwerk eines ärmlichen Hauses, in dem sie schon, ehe sie von Monk beschäftigt worden war, gewohnt hatte, zwei ärmlich eingerichtete Zimmer ein, und Flac wohnte in einer Dachkammer über ihr.

In diesem Hause hatten sie jetzt Beide wochenlang gewartet, um Bernice zu finden, und hierher brachte Flac auch die junge Marquise an jenem Abende, wo er sie heimathlos in den Straßen Londons fand.

Man wird sich erinnern, daß sie ihm willig folgte. Flac benahm sich sehr ehrerbietig gegen sie, und Bernice war in so drückender, dringender Noth, daß sie das Obdach, welches er ihr für die Nacht anbot, annahm.

Sie war den ganzen Tag gegangen, ohne etwas zu essen; sie war hungrig und müde; ihre Füße waren wund und sie hatte kein Geld, um sich ein Nachtlager zu verschaffen.

Ihre Begegnung mit ihrem früheren Diener kam zur rechten Zeit. Sie beschloß, die Nacht bei Mrs. Crowl zuzubringen und am nächsten Tage das Suchen nach einer Beschäftigung fortzusetzen.

Flac führte sie zu dem armseligen Hause und öffnete mit seinem Schlüssel. Er führte sie die schmale Stiege bis in den letzten Stock hinauf und klopfte an Mrs. Crowl's Thür.

Mrs. Crowl's Stimme rief: „Herein!“

Flac stieß die Thüre auf, trat ein, und die junge Lady Chetwynd folgte.

Das ärmliche Zimmer war durch ein knisterndes Feuer, über welchem ein Theekessel summt, freundlicher gemacht. In der Mitte des Zimmers stand ein runder Tisch. Auf demselben stand eine hellbrennende Lampe und rings umher waren die Bestandtheile eines einfachen Abendessens, in der Form von kaltem Braten, Weißbrod und Käse, aufgestellt.

Mrs. Crowl wollte sich eben zum Essen setzen. Als Flac eintrat, schaute sie auf, und da sie die schlante Gestalt hinter ihm nicht sah, sagte sie:

„Ich glaubte schon, Sie kommen nicht mehr zum Nachtmahle, Flac. Sie waren gestern auch nicht da.“

„Ich wäre auch nicht gekommen, wenn ich nicht ein Abenteuer gehabt hätte, Madame,“ sagte Flac. „Ich habe Jemand gefunden. Rathen Sie, wen?“

„Doch nicht Miß Gwyn!“

„Ja, Miß Gwyn!“

Er trat zur Seite und Bernice stand vor Mrs. Crowl.

Diese sprang mit einem ersticken Freudenschrei auf. Die große, starke Frau stürzte auf die Wiedergefundene zu und umarmte sie mit einer Heftigkeit, daß dieser fast der Athem ausging.

Ein heftiges Gefühl des Widerwillens regte sich in Bernice, die sich bemühte, aus den Armen der Frau loszukommen. Sie zwang sich zu einer Regung der Dankbarkeit für den warmen Empfang, als sie bleich und schwankend zurücktrat.

„Sehen Sie sich doch,“ sagte Mrs. Crowl, ihr einen Fauteuil hinrückend. „Sie sehen erschöpft aus, Miß Gwyn.“

„Nehmen Sie ihr den Hut ab und geben Sie ihr eine Tasse Thee“, sagte Flac. „Sie ist hungrig und erschöpft, wie Sie sehen.“

Mrs. Crowl nahm Bernice hastig ihren Hut ab und brachte ihr eine Tasse heißen, starken Thee's. Bernice nahm ihn eifrig und schlürfte davon, fühlend, wie eine behagliche Wärme ihren Körper durchströmte. Mrs. Crowl brachte ihr auch etwas Braten und es wurde nicht gesprochen, bis Lady Chetwynd gegessen hatte und etwas frischer und kräftiger aussah.

„So, nun sehen Sie besser aus,“ sagte Mrs. Crowl, die leere Tasse wegstellend. „Wollen Sie nicht noch etwas Braten essen?“

„Ich danke, nein,“ erwiderte Bernice, „ich brauche nichts mehr. Essen Sie nur, Mrs. Crowl, ich fühle mich jetzt ganz behaglich.“

Sie streckte ihre Hände über dem Feuer aus. Mrs. Crowl sah, wie mager ihre Hände waren, wie abgezehrt und bleich ihr Gesicht. Sie sah aber unter der Blässe und Schwäche dieses Wesens auch die Kraft eines erwachten Muthes, eines starken und edlen Geistes, einer großen, unerschütterlichen Seele.

Bernice hatte viel gelitten, seit Mrs. Crowl sie zum letzten Male gesehen hatte; aber die Leiden waren für sie nur eine Feuerprobe gewesen, und sie war an diesem Abende trotz ihrer Schwäche, Armuth und Hilflosigkeit ein muthiges, starkes Weib.

Mrs. Crowl setzte sich an den Tisch und bedeutete Flac, ihr gegenüber Platz zu nehmen.

„Wo haben Sie sie gefunden?“ fragte sie.

„In der Nebenstraße auf den Vortreppen eines Hauses. Es geht ihr ziemlich schlecht, wie Sie selbst sehen können. Ich wette, sie hat sich seit Wochen nicht satt gegessen.“

„Es ist merkwürdig, daß Sie sie gefunden haben. Ich hätte es nie erwartet. In London einen Menschen suchen, ist so viel, als wenn man in einem Heuschaber eine Nadel suchen wollte. Mr. Monk wird sehr überrascht sein, wenn er erfährt, daß wir sie gefunden haben. Sie müssen ihm morgen gleich telegraphiren.“

Die Beiden aßen ihr Abendbrot, und Flac begab sich dann auf seine Dachkammer. Mrs. Crowl räumte die Ueberreste der Speisen weg, und machte sich auf dem Sopha ein Bett zurecht. Das Bett im Nebenzimmer wurde für Bernice hergerichtet und diese begab sich dann mit einem Lichte dahin.

Mrs. Crowl hatte sich sorgfältig jeder Frage der jungen Marquise gegenüber enthalten, und ihr gegenüber ein Zartgefühl an den Tag gelegt, für welches Bernice ihr sehr dankbar war.

Bernice lag nicht wach, um über ihre Abenteuer oder Ausichten nachzudenken. Sie schlief fast augenblicklich ein. Und dann schlich sich Mrs. Crowl in ihr Zimmer und untersuchte ihre Briestafche, in der sie das einzige Dreipencestück fand, das sie vor dem Hungertode hatte schütten sollen.

„Sie hat kein Geld, um ein zweites Mal zu entfliehen,“ murmelte das Weib.

Dann nahm sie das Licht, neigte sich einen Augenblick lang über die Schläferin und zog sich zurück.

Am nächsten Morgen war Mrs. Crowl zeitig auf den Beinen.

Bernice versuchte aufzustehen, fand sich aber zu schwach und ermüdet dazu. Die Frau brachte ihr erst Thee und Gebäck und später eine kräftigende Suppe und gegen Mittag erschien die junge Lady Chetwynd in ihrem grauen Reiseanzuge in dem Nebenzimmer.

Flac war schon früh ausgegangen, um an Monk zu telegraphiren und war noch nicht zurückgekehrt. Bernice fühlte sich durch seine Abwesenheit erleichtert. Er hatte sie immer sehr ehrfurchtsvoll behandelt, aber sie mochte ihn nicht leiden. Seine Schlechtigkeit stand ihm in den häßlichen, unheimlichen Zügen geschrieben und Bernice fürchtete ihn instinktiv, ohne sich die Thatsache einzugestehen.

Mrs. Crowl brachte ihrem Gaste ein verlockendes Gabelfrühstück und Bernice verzehrte es. Als sie gegessen hatte, sagte sie dankbar:

„Ich danke Ihnen für alle Ihre Güte, Mrs. Crowl, vielleicht werde ich Ihnen eines Tages vergelten können. Ich will Ihre Gastfreundschaft keine weitere Nacht in Anspruch nehmen, und doch bin ich heute kaum im Stande auszugehen, um mir eine passende Wohnung oder eine Stelle als Gouvernante zu suchen.“

„Nein, das können Sie wirklich nicht, Miß“, sprach Mrs. Crowl. „Sie dürfen nicht daran denken, mich wieder zu verlassen. Was kann ein junges und hilfloses Wesen wie Sie, in London anfangen?“

„Ich muß mir mein Brod verdienen.“

„Das ist Unsinn, Miß Gwyn! Entfliehen Sie dem Glücke nicht. Sie sind zu schön, um sich selbst erhalten zu können. Und es giebt einen Mann, der den Boden verehrt, den Sie betreten. Ich meine Mr. Monk. Ich habe Sie sagen gehört, daß er Ihnen das Leben rettete und wahrlich, Sie sollten ihm schon aus Dankbarkeit dieses Leben weihen.“

Die junge Marquise erröthete.

„Mrs. Crowl,“ entgegnete sie mit Würde, „ich weiß, daß Ihre Worte gut gemeint sind, aber ich kann sie nicht anhören, denn ich werde nie heirathen. Mr. Monk verdient eine liebende Gattin und die kann ich ihm nicht sein. Ich verließ seinen Schutz, weil ich nicht von ihm abhängig bleiben und seine Güte annehmen konnte, während ich ihm die Belohnung, die er anstrebte, verweigern mußte. Ich kann jetzt nicht abhängig von ihm bleiben und will mir selbst mein Brod verdienen, ihm alle seine Auslagen ersetzen. Ich muß mich selbst erhalten und mir für meine alten Tage etwas ersparen.“

„Sie sprechen schon von ihren alten Tagen!“ rief Mrs. Crowl, „hat man je etwas so Einfältiges gehört? Sie sind kaum achtzehn Jahre alt und stehen in der Blüthe der Jugend und Schönheit. Das sind kindische Phantasien von Ihnen. Vielleicht wird Mr. Monk im Stande sein, sie Ihnen auszugeben, wenn er kommt.“

„Was, kommt er hierher?“

„Vielleicht im Laufe der Woche. Flac hat ihm heute bereits telegraphirt.“

„Er darf mich nicht hier finden,“ sagte Bernice aufgeregt. „Mrs. Crowl, Sie sind eine Frau und können ein weibliches Herz verstehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Cleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

„Ich bin's, Sir,“ entgegnete eintretend die alte Haushälterin; „es ist ein Herr unten, der Sie zu sprechen wünscht.“

„Hat er seinen Namen genannt?“

„Er heißt Hope, Sir, und sagt, daß er Ihr Bruder ist.“

„Zum Teufel auch, Maurice! was wird der denken, wenn er uns hier zusammen findet?“ rief fast erschreckt Sir Richard.

„Mir ganz gleichgiltig, was er denkt; wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen!“

„Soll ich ihn heraufschicken, Sir? Wollen Sie ihn sehen?“ fragte die Haushälterin.

„Nein, auf keinen Fall! Sagen Sie ihm, er solle sich zum Teufel scheeren!“

Die Frau entfernte sich schnell, auf der Treppe überdenkend, wie sie den Bescheid in weniger heftige Worte kleiden könne.

„Wie konnten Sie ihm solche Antwort schicken, Maurice?“ sagte der Baronet, als er sich mit seinem Gefährten allein befand. „Uebrigens glaube ich kaum, wenn ich Ihren Bruder recht kenne, daß er sich dadurch wird abschrecken lassen.“

„Schweigen Sie, Schweigen Sie mir von ihm,“ entgegnete Maurice heftig; „wahrlich, ich wollte am liebsten, er läge dort auf dem Kirchhof von Carrisford begraben!“

„Das wäre jedenfalls das Beste für Sie,“ sprach leise und mit lauerndem Blick Sir Richard Nelydale. „Stürbe er ohne Testament, so würden Sie sehr bedeutendes Vermögen erben und meine Tochter sich mit seinem Bruder trösten müssen. — Rufen Sie ihn doch zurück, man weiß ja nicht, was noch in dieser Nacht geschehen kann. Durch einen unglücklichen Zufall ist schon Mancher aus dem Fenster gestürzt — und ich könnte beschwören — —“

„Kein Wort weiter, Glenzer!“ rief zornig und voll Verachtung Maurice Hope. „Oder glauben Sie, daß ich auf so schändliche Pläne eingehen würde?“

„Wer weiß, ob Sie sich nicht mit dem Gedanken daran vertraut machen? Aber hören Sie doch — —“

Eine feste, sichere Hand hatte an die Thür geklopft, diese ward in demselben Moment geöffnet, und Archibald Hope stand vor seinem Bruder und Sir Richard.

gelegener Zeit gekommen zu sein, um nöthigenfalls seinem Bruder dem Baronet gegenüber Beistand leisten zu können.

Mehr verwirrt als überrascht blickten Sir Richard und Maurice auf den Eingetretenen, der sich sogleich an seinen Bruder wandte und sagte:

„Ich glaubte Dich allein, Maurice!“

Dieser antwortete nicht sogleich, auch kam ihm sein Gast zuvor, welcher fast ernüchtert sagte:

„Wir haben uns unterwegs getroffen, und als alte Freunde hier bei einem Glase Brandy und Wasser noch einmal die alte Zeit, die uns nicht immer freundschaftlich gegenüber gesehen, besprochen.“

„Das freut mit sehr, Sir Richard,“ antwortete Archibald in kaltem Tone. Darauf wandte er sich an seinen Bruder und sagte: „Maurice, ich konnte Deine letzte Antwort nicht als endgiltig annehmen, und bin daher gekommen, Deine wahren Gefühle mir gegenüber kennen zu lernen, und zugleich zu erfahren, wie wir zu einander stehen!“

„Das Alles haben wir am Tage hinlänglich besprochen, weshalb also verfolgst Du mich in meiner jetzigen Stimmung bis hierher?“

Archibald antwortete nicht sogleich, und der Baronet, dies falsch deutend, sagte:

„Sprechen Sie sich nur vor mir aus, Hope, denn die Sache geht mich ebenso viel an, wie Sie und Ihren Bruder, und es ist meine Absicht, ihm hier noch Gesellschaft zu leisten.“

Maurice aber mußte aus einem besonderen Grunde mit dieser Absicht nicht einverstanden sein, denn er sagte in entschiedenem Tone:

„Ich muß Sie bitten, Sir Richard, uns zu verlassen.“

„Weshalb aber, Hope? Bin ich nicht Deiner Freund und alter Bekannter?“ fragte der Baronet mit einem keineswegs freundschaftlichen Blick auf den älteren Bruder.

„Sir Richard, ich wiederhole es nochmals,“ rief ungeduldig Maurice, „gehen Sie, verlassen Sie uns!“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Mein vollkommener Ernst, und möchte ich Sie nie wiedersehen!“

„O, Sie werden nicht immer so sprechen, Maurice Hope! — Schon morgen werden Sie eine andere Sprache führen!“

Sir Richard nahm nach diesen Worten Hut und Reitgerte und verließ nach einem lauten „Gute Nacht!“ das Zimmer. Schwerfällig stieg er die Treppen hinab und schlug die Hausthür mit einer solchen Gewalt zu, daß das ganze Gebäude davon erdröhnte.

Sobald er gegangen, trat Maurice an's Fenster, blickte einige Minuten hinaus und lehrte erst, nachdem er den Baronet sich wirklich entfernen gesehen, zu seinem Bruder zurück.

„Danke dem Himmel, daß der Mann gegangen ist, daß

Neuntes Kapitel

Beide unbeugsam.

Erstaunt und überrascht blickte er auf die Anwesenden, die er von allen Menschen auf der Welt am wenigsten beisammenzufinden erwarten konnte. Er hatte auf der Treppe schon laute, heftige Reden gehört, und freute sich, zu so

ich seinen Wünschen nicht nachgegeben!" sprach er, einen schweren Seufzer ausstößend.

"Ich bin Sir Richard's Feind nicht, warum soll ich mich da so besonders freuen, daß er uns verlassen hat?"

"Lassen wir das," antwortete Maurice, von Neuem das Zimmer mit großen Schritten durchmessend, „sowie aber magst Du wissen, Sir Richard Relybale haßt die Hope's! Und nun sage mir, weshalb Du zu so später Stunde noch zu mir gekommen bist?"

„Um in aller Ruhe Dein und mein Geschick mit Dir zu besprechen.“

„Ich kann Dich nicht ruhig anhören, ich habe getrunken — —“

„Versuche es wenigstens — —“

„Bringst Du mir etwa gute Nachricht? Ich meine die einzige, die ich zu hören begehre?" fragte Maurice, dicht vor seinen Bruder hintretend. „Hast Du Dein Unrecht gegen mich eingesehen, und willst Du es gut machen, noch ehe es zu spät ist?"

„Wenn ich Dir ohne mein Wissen Kummer oder Schmerz bereitet, Maurice, so bedauere ich es von Herzen, was Du ebenfalls in Bezug auf mich thun wirst, wenn Dein jetziger Zorn verraucht ist!“

„Ich? Und welches Unrechtes gegen Dich beschuldigst Du mich? Etwa, daß ich Eleanor Relybale früher als Du geliebt, daß sie gelobt hat, mein Weib zu werden?"

„Aber Du kannst — —“

„Schweige, wenn Du Deine und ihre Handlungsweise zu rechtfertigen gedenkst, durch die Du Dein Glück auf Kosten des meinigen sichern willst!" rief der jüngere Bruder, dessen ganze Heftigkeit plötzlich zurückgekehrt war. „Ich hoffe nicht, daß Du in so niedriger Absicht gekommen bist, sondern daß Du meine Rechte ehrest — —“

„Ich denke bei Allem, was ich thue, nur an Eleanor Relybale's Glück," entgegnete Archibald sanft, „was Du vor allen anderen Menschen ihr gönnen solltest!"

„Denke zugleich auch an mein Glück; denn ich will glücklich werden, oder sterben, das schwöre ich Dir!"

„Du kannst aber doch bei ihrer Trübsal und ihrem Jammer nicht glücklich sein, Maurice," entgegnete Archibald in ernstem Tone. „Als Mann von Ehre kannst Du unmöglich auf Deine Forderung bestehen!"

„Würdest Du an meiner Stelle vielleicht so großmüthig handeln?"

„Ja, sobald sie Dich liebte, und stets geliebt hätte, würde ich auf immer gehen!"

„Nach und nach wird sie es lernen, mich zu lieben, und mich nicht länger als ihren Feind betrachten! Damit dies aber geschehen kann, mußt Du gehen, daß Dein Einfluß auf sie mir nicht entgegenwirkt!"

„Das werde ich nimmer thun!"

„Auch nicht auf ihren Wunsch?"

„Nein, Maurice, ich kann, ich darf sie nicht verlassen, denn ich habe gelobt, über ihr Glück, über ihren Frieden zu wachen, und sie ist mir theurer als das Leben!"

„Du gehst also nicht?" fragte Maurice mit wüthender Stimme.

„Nein, ich bleibe, selbst gegen ihren Wunsch, bis wieder Ruhe und Friede über uns Alle kommt!"

„Es muß aber Einer von uns dem Andern Platz machen, und freiwillig gebe ich sie nimmer auf! — Es bleibt

uns nur ein Mittel, die Sache zu entscheiden — wir müssen um ihren Besitz kämpfen — Beide dürfen wir lebend nicht dies Haus verlassen!"

Mit der größten Kaltblütigkeit öffnete Maurice Hope das Schubfach am Tische, nahm aus demselben ein flaches Mahagonikästchen hervor, stellte es auf den Tisch und öffnete es. Sein Bruder, diese kalte Ruhe mehr fürchtend, als seinen Zorn und seine Heftigkeit, beobachtete alle seine Bewegungen mit der größten Spannung, wobei er zugleich den festen Entschluß faßte, zu Weider Heil keinen Augenblick seine ruhige Besonnenheit, die allein ein großes Unglück verhüten konnte, zu verlieren.

Nachdem er genau die Waffen, zwei Pistolen, betrachtet, blickte Maurice auf und sagte, während seine Stirn die brohende Falte zeigte:

„Du willst also Carrisford nicht verlassen, Archibald Hope?"

„Nein, Maurice, Deinet- und Eleanor's wegen muß ich bleiben.“

„So muß jetzt Einer von uns fallen, denn auch ich bin unbeugsam und gebe meine Rechte nur mit meinem Leben auf. Wähle also eine der Pistolen, sie sind beide geladen!"

„Maurice, jetzt fürchte ich wirklich, daß Du unter dem Einfluß des genossenen hitzigen Getränkes stehst!"

„Sei unbesorgt, ich weiß ganz genau, was ich thue. Wähle, sage ich, damit wir zu Ende kommen!"

Er wollte seinem Bruder den Kasten entgegenhalten, dieser jedoch ergriff seine beiden Hände, und sagte ernst und mit bewegter Stimme:

„Maurice, ist es so weit mit uns gekommen, nachdem wir so lange in brüderlicher Liebe und Einigkeit zusammengelebt haben — nach allen den Hoffnungen, die unser Vater auf uns gesetzt?"

„Ja, leider ist es so weit mit uns gekommen!"

„Hast Du das Herz und den Muth, auf mich, Deinen Bruder, zu schießen, weil er seinem Versprechen treu bleiben, und einem freund- und schuglosen Mädchen Freund und Beschützer sein will? Hast Du diesen Muth, Du, mein einziger Bruder?"

Maurice wandte sein Haupt ab, und Archibald glaubte die besseren Gefühle in ihm geweckt zu haben, denn er ließ ihm ruhig und widerstandslos seine Hände, obgleich er kein Wort der Erwiderung für ihn hatte.

„Als heftige, starrköpfige Knaben haben wir manchen harten Kampf zusammen ausgefochten," fuhr Archibald fort „da Jeder stets seinen eigenen Willen durchzusetzen trachtete, und Keiner nachgeben wollte. War aber einmal der Streit vorüber, so siegte wieder die alte Liebe — —“

„Ich habe alle Erinnerungen aus unserer Kinderzeit vergessen, und nur das Andenken an das Unrecht, welches mir geschehen, ist geblieben!"

„Dies Unrecht aber ist in Wirklichkeit nicht vorhanden, Maurice — —“

„Nicht nach Deiner Ansicht, und daher ist es besser für uns, wenn der Eine dem Andern Platz macht. Wähle also eine der Pistolen — —“

Und er hielt seinem Bruder abermals das Kästchen hin. Nach kurzem Zaudern ergriff Archibald eine der Waffen und durchschritt dann das Zimmer, wie um die Entfernung abzumessen. Als er das offene Fenster erreicht, schleuderte er sie in die dunkle Nacht hinaus, und gleich darauf hörte man sie

in den Fluß, der sich vor dem Hause befand, niederfallen. Sich wieder umwendend, kreuzte er die Arme über die Brust und sah ruhigen Blickes seinen erstaunten Bruder an.

„Was Du da gethan, ist entweder Feigheit oder eine verkehrte Großmuth, die mich jedoch in meinem Vorhaben nicht wankend macht,“ sprach dieser ebenfalls ruhig, „und so frage ich Dich zum letzten Male, willst Du jetzt Carrisford verlassen, mir nie wieder in den Weg treten, und dem Mädchen, das ich liebe, entsagen?“

„Nein, das will ich nicht!“

Maurice Hope stampfte heftig mit dem Fuße, ergriff die andere Pistole und sagte:

„Wir haben uns ganz gleich gegenüber gestanden — Du hast Dich Deiner Waffe begeben — in Frankreich würde mir in diesem Falle das Recht des Feuerns zustehen.“

„So schieße, wenn Du es nicht anders willst! Nur ein Wahnsinniger, nicht mein Bruder, wird dann zum Mörder an mich werden!“

Diese Worte wirkten gleich einem Zauber auf den jüngeren Bruder; er ließ den schon gehobenen Arm sinken, warf die Pistole zu Boden, und stürzte der Thür zu. Als Archibald ihm besorgt nacheilte, rief er:

„Folge mir nicht, und suche mich auch diese Nacht nicht auf! — Ich muß fort, fort in's Freie!“

„Aber Du kehrt zurück, Maurice, versprich es mir!“

„Ja — ja, ich komme wieder!“

Er verließ darauf hastig das Zimmer, flog unaufhaltsam die Treppen hinab, aus dem einsamen Hause, und rampte dann die Landstraße dahin, einer Richtung zu, wo er sicher war, Alexandem zu begegnen. Hier hielt er inne und hätte sich in seiner Verzweiflung vielleicht abermals in's tiefe Gras geworfen, welches abseits vom Wege wuchs, hätte nicht plötzlich ein krachender Schuß die Ruhe der Nacht unterbrochen und ringsum in der Gegend Widerhall gefunden.

Von Schreken gekannt, lauschte Maurice Hope, aber einen Augenblick nur, dann schlug er die Hände über dem Haupte zusammen, lief wie ein Wahnsinniger den Weg, den er gekommen, wieder zurück, und rief laut:

„Gott stehe ihm bei und vergebe mir, daß ich Jenen so ganz vergessen konnte!“ —

Zehntes Kapitel.

Ein Kampf.

Als sein Bruder mit dem Versprechen, wiederzukehren, ihn verlassen, glaubte Archibald Hope, daß das Schlimmste für sie Beide überstanden sei und Maurice in ruhiger, verständlicher Stimmung zu ihm zurückkehren werde. Er beschloß also, auf ihn zu warten, und sollte auch die Nacht darüber hingehen. In dem oben Zimmer umhersehend, fiel sein Blick auf die Pistole, die so leicht seinem Leben hätte ein Ende machen können. Mit einem seltsamen Gefühl nahm er sie auf, legte sie wieder in das Mahagonikästchen, verschloß dasselbe und stellte es in das Schubfach zurück. Dann trat er an's offene Fenster, blickte in die stille, dunkle Nacht hinaus und konnte auch nicht das leiseste Geräusch vernehmen, welches ihm die Nähe oder gar die Rückkehr seines Bruders verkündet hätte.

So eifrig auf jedes Geräusch, im Garten sowohl wie auf der Landstraße, lauschend, mußte leise und unhörbar Jemand eingetreten sein, denn plötzlich wurden die beiden Lichter auf dem Tische ausgelöscht, und Archibald Hope sah sich von gänzlicher Finsterniß umgeben.

„Wer ist da?“ fragte er laut, sich hastig umwendend, erhielt aber keine Antwort, obgleich er die schweren Athemzüge eines Menschen in seiner Nähe vernahm, der offenbar in der schlimmsten Absicht zu ihm gekommen war.

Mit der Erkenntniß einer ihm drohenden Gefahr kehrte auch schon seine ganze Kaltblütigkeit und Entschlossenheit zurück. Sein erster Gedanke war, daß Maurice wiedergekommen sei, und die Dunkelheit und seinen gänzlichen Mangel an Waffen sich zu Nutzen und ihn unschädlich zu machen; allein er verwarf bald voll Entrüstung diesen Gedanken, denn er traute seinem Bruder ein solches Vubenstück nicht zu, welcher, sobald er unbewaffnet gewesen, sich geweigert hatte, ihn anzugreifen. Nein, es war vielleicht ein Dieb, der ihn, den reichen Mann, bis in das einsame Haus verfolgt, ihn dasselbe nicht hatte verlassen sehen und nun gekommen war, ihn zu berauben oder gar zu tödten. Endlich noch sagte er sich, Sir Richard könne in feindlicher Absicht eingetreten sein — allein er wies auch diese Möglichkeit zurück, fragte aber zugleich, um der peinlichen Erwartung ein Ende zu machen, noch lauter als vorher:

„Wer ist da? Ich bin auf jeden Angriff vorbereitet und entschlossen, mein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Wem also das seinige lieb ist, der gebe sich zu erkennen oder trete zurück?“

Er hatte bei diesen Worten einen Stuhl erfaßt, um damit den ersten Angriff abzuwehren, erhielt aber auf seine Anrede keine Antwort, sondern sah deutlich in dem, wenn auch schwachen Lichte, welches das einzige Fenster zuließ, daß der Anwesende etwas aus der Tasche zog, das ein nicht zu verkennendes Geräusch ihm als eine Pistole verrieth.

Jetzt war keine Zeit zu verlieren, und mit beiden Händen den Stuhl ergreifend, führte er damit einen so heftigen Schlag nach seinem Gegner, daß dieser stolperte und zugleich den Tisch umwarf.

Ueberzeugt, daß von Seiten seines Gegners ein Angriff folgen werde, suchte Archibald die Thür zu gewinnen, er reichte sie auch glücklich, fand sie aber zu seinem namenlosen Schrecken fest verschlossen und den Schlüssel abgezogen. In diesem Moment ward auch die Pistole abgefeuert; er fühlte, daß der Schuß ihn in die Seite getroffen, daß trotz der Dunkelheit der Glende sein Ziel zu finden gewußt hatte.

Dennoch blieb ihm noch Kraft genug, sich auf seinen Gegner zu werfen, den er in dem augenblicklichen Lichte, das dem Schuß vorherging, zu erkennen geglaubt hatte. Er packte ihn bei der Kehle — es folgte ein kurzer, heftiger Kampf — dann aber flog Sir Richard Relydale aus dem offenen Fenster in die Tiefe hinab, und gleich darauf sank Archibald Hope bewußtlos zu Boden.

Elftes Kapitel.

Eleonor findet ihre Befürchtungen bestätigt.

Es war fast Mitternacht, als Miss Relydale und Agnes Brause, von Mrs. Edwards begleitet, ihren Weg antraten,

um wenn möglich zu erfahren, was aus Archibald Hope geworden war.

Mrs. Edwards hatte kaum die Absicht ihrer jungen Gebieterin vernommen, als sie durch keine Vorstellungen sich abhalten ließ, jener in die dunkle Nacht hinaus zu folgen.

Schweigend, aber in ihren Gedanken mit demselben Gegenstand beschäftigt, schritten, so schnell sie vermochten, die drei Frauen dahin, wobei Agnes von Zeit zu Zeit forschende Blicke auf das bleiche Angesicht an ihrer Seite warf, das in der schwarzen Kopfbedeckung fast geisterhaft erschien, dennoch aber die Ruhe und Fassung verrieth, welche die junge Erbin von Aver Court wiedergewonnen hatte.

Miß Prayse freute sich dieser Entdeckung umsomehr, da sie selbst ernstlich besorgt zu werden begann, denn das ungewöhnlich lange Ausbleiben eines Mannes, der auch in kleinen Dingen die Pünktlichkeit selbst war, schien ihr wenig Gutes zu bedeuten. Dazu kam die Leidenschaftlichkeit seines Bruders, dessen Zorn und Wuth aufs Höchste gestiegen sein mußte, Sir Richard's unerwartete Anwesenheit in Carrisford, welcher sich in der Nähe der Brücke, bei dem Hause, wo Maurice Hope wohnte, versteckt gehalten — wahrlich, Alles Grund genug, die um Archibald Hope besorgten Gemüther aufs Höchste zu erregen! —

So hatten sie bald das Gasthaus von Carrisford, Relydale Arms, erreicht und sahen, daß die unteren Räume desselben hell erleuchtet waren und daß der Wirth, seine Pfeife rauchend, in der Hausthür stand.

Das Schweigen zuerst unterbrechend, rief Miß Relydale angstvoll:

„O, Agnes, er wird hier ebenfalls erwartet — —“

„Guten Abend, Ladys,“ schnitt der Wirth ihre weiteren Worte ab. „So spät noch unterwegs? Es ist doch im Dorfe kein Unglück geschehen?“

„Meinen Sie auch, daß — Mr. Hope etwas zugestoßen sein könne?“ fragte Eleanor hastig. „Ist er auch hierher nicht zurückgekommen?“

„Nein, denn wie Sie sehen, warte ich noch auf ihn!“

Miß Relydale verlangte nicht mehr zu hören, sondern setzte so schnell ihren Weg fort, daß ihre Gefährtinnen ihr kaum zu folgen vermochten und der Wirth ihnen mit bedenklichem Kopfschütteln nachblickte.

Sie hatte auch von ihnen zuerst die Brücke erreicht und gewahrte, daß verschiedene Häuser, die an der Landstraße vor derselben lagen, hell erleuchtet waren. Mit der Hand auf diese ungewöhnliche Erscheinung deutend — die Dorfbewohner pflegten sonst regelmäßig früh die Ruhe zu suchen — sagte sie mit stockender Stimme:

„In den meisten Häusern ist noch Licht, sicher ist hier etwas Ungewöhnliches geschehen!“

„Ich glaube es selbst,“ entgegnete Agnes nicht minder erregt, indes Mrs. Edwards sich nach einem menschlichen Wesen umfah, von dem sie hätte Auskunft erlangen können.

Sie mußten aber schon von einer entfernt stehenden Gruppe erkannt worden sein, denn eine der Frauen eilte in ein Haus hinein, und gleich darauf trat auch Job Fritton aus demselben hervor, den Miß Relydale kaum erkannt hatte, als sie ihm auch schon entgegeneilte und hastig fragte:

„Job! Job! was hat sich hier zugetragen?“

„Wer hat Euch holen lassen, Miß Eleanor?“ entgegnete dieser ärgerlich. „Ich hatte es Allen unterfagt, da ich Euch

in der Nacht nicht gestört haben wollte, so ganz ohne eigentlichen Grund, meine ich!“

„Ohne Grund, Job? Es ist also kein Unglück geschehen? Mr. Hope — —“

„Ist vor fast einer Stunde durch Sir Richard verwundet worden — er befindet sich im Hause seines Bruders.“

„Allmächtiger Gott, also doch! — Aber er lebt, Job, nicht wahr, er lebt? O, antwortet mir doch, damit nicht auch mein Herz vor Angst bricht!“

„Ja, er lebt, Miß Elley — die Hope's sind einmal zäh und kräftig — Sir Richard muß nicht sicher gezielt haben.“

„O, das konnte mein Vater thun — nach Allem, was ich schon seinerwegen gelitten habe?“ rief Miß Relydale voll Zorn und Entrüstung.

„Er ist selbst dabei zu Schaden gekommen, denn Mr. Hope hat noch Kraft genug gehabt, ihn wie ein kleines Kind aus dem Fenster zu werfen!“

„Wo ist er, Job?“ fragte das junge Mädchen, beide Hände gegen das laut pochende Herz pressend.

„Dort in jenem Hause — er flucht und schilt, daß er nicht lieber gleich den Hals gebrochen! — Mir thut es leid, ihn so jämmerlich sehen zu müssen, weungleich er mir fast das Auge ausgeschlagen — er ist einmal ein Relydale — aber wollt Ihr ihn nicht sehen, ehe Ihr zu Mr. Hope geht? Er wünscht es sicherlich — —“

„Nein,“ entgegnete Eleanor, „ich will und kann ihn jetzt nicht sehen!“

„Er bedarf der Pflege mehr denn je,“ erwiderte nachdenklich der treue Diener der Relydale's, „und ich wünsche von Herzen, ich hätte das Wirthshaus noch nicht übernommen. Wenn nur noch Mrs. Edwards — —“

Aber Eleanor Relydale hörte schon nichts mehr; sie hatte den Arm ihrer Freundin ergriffen und schritt mit ihr dem abgelegenen Hause zu, wo die Haushälterin bereits ihrer wartete und, sobald sie ihre junge Gebieterin kommen sah, die Klingel zog. Da nicht sogleich geöffnet ward, wiederholte sie dies nach einigen Sekunden.

Endlich ward ihnen Einlaß gewährt und den Flur betretend, sah die Erbin von Aver Court sich Maurice Hope gegenüber, der sie überrascht anblickte und nur mühsam hervorbrachte:

„Miß Relydale, Sie hier?“

„Wo ist Ihr Bruder?“ fragte Eleanor so ruhig sie vermochte.

„Er ist oben — allein sie können ihn jetzt nicht sehen.“

„Ich muß ihn sehen — ich will ihn sehen — keine Macht der Erde kann mich davon zurückhalten!“ rief das junge Mädchen in namenloser Angst.

„Das ist auch nicht meine Absicht, Miß Relydale; ich bin im Gegentheil bereit, Sie sogleich zu meinem Bruder zu führen.“

Eleanor bat ihre Gefährtinnen, ihrer Rückkunft in der Vorhalle zu warten, und schritt die Treppe hinan, gefolgt von Maurice Hope, welcher vor der Thür des Zimmers stillstand, in das man den Schwerverwundeten gebracht hatte. Mit seiner Begleiterin einen Blick wechselnd, trat er zuerst ein.

Durch die geöffnete Thür hörte Eleanor ihn sagen:

„Archi, Miß Relydale ist hier und wünscht Dich zu sehen!“

„Elley hier?“ fragte eine schwache Stimme, deren Laut das junge Mädchen erbeben machte.

„Kann er wohl einige Aufregung vertragen?“ fragte Maurice eine andere im Zimmer anwesende Person.

„Ich glaube, es ist nichts zu befürchten,“ lautete die Antwort, die Eleanor's Herz mit unbeschreiblicher Freude erfüllte.

Jetzt trat Maurice zurück, und mit festen Schritten näherte sich Miß Kelydale dem Bette, auf dem, matt und kraftlos von dem Blutverlust, von vielen Rissen aufrecht erhalten, ihr Geliebter lag, während an seiner Seite der Wundarzt von Carrisford saß, welcher bis zur Ankunft des eigentlichen Arztes den Verwundeten behandelte.

Als Eleanor dem traurigen Blicke des Geliebten begegnete, sank sie an dem Schmerzenslager nieder, ergriff die Hand, die er ihr kraftlos entgegenstreckte, und sagte kaum vernehmbar, während heiße Thränen ihren Augen entquollen:

„O, Archi, Archi! meine Befürchtungen sind also nicht umsonst gewesen!“

Zwölftes Kapitel.

Miß Kelydale beharrt auf ihren Entschluß.

Den Worten der jungen Erbin folgte eine schmerzliche Pause, dann entgegnete nicht ohne Anstrengung der Kranke:

„Beruhige Dich, Elley, noch lebe ich und werde, so Gott will, diesen Unfall überstehen.“

„Sprechen Sie lieber nicht, Mr. Hope,“ sagte besorgt der Wundarzt.

„Ich glaube kaum, daß es mir schadet, und ich muß mit Miß Kelydale reden!“

„Später, Archi, später!“ bat Eleanor, welche schon die Folgen der Aufregung befürchtete.

„Nein, Elley, jetzt, Du gehst sonst und — —“

„Ich gehe nicht, Archi, sondern bleibe bei Dir, bis Du wieder gesund und kräftig bist!“

„Dank, Dank, Theuerste,“ flüsterte er, und sein matter Blick heftete sich auf die edlen Züge, die ihm die ganze Besorgniß um ihn verriethen.

„Aber nun bitte ich Dich ebenfalls, sprich kein Wort mehr, wenigstens nicht, so lange es Dir nicht der Arzt gestattet!“

„Ich werde Deinen Wunsch erfüllen, Elley, so viel ich es vermag.“

Maurice Hope, der Zeuge dieser ersten Zusammenkunft und Unterredung war, stand in einiger Entfernung von den Liebenden, abwechselnd Beide mit ernstem, bekümmertem Antlitz betrachtend. Als Eleanor sich zum Gehen anschickte, trat er an ihre Stelle an das Schmerzenslager seines Bruders und ergriff seine Hand.

Archibald blickte zu ihm auf und sagte in herzlichem Tone:

„Sei meinethwegen unbesorgt, Maurice — —“

„So fühlst Du Dich wirklich besser, Archi? sage nur ein einziges Wort — —“

„Gewiß, Maurice, ich glaube sogar — —“

„Still, Archi, still, wenn Dir Dein Leben lieb ist!“

„Ich habe nie so sehnlich gewünscht, es erhalten zu sehen, und meine Verwundung ist kaum der Rede werth!“

Diese mußte aber doch bedeutender sein, als er dachte, denn das kurze Gespräch und die Aufregung des Wiedersehens mit Eleanor hatte seine Kräfte erschöpft, und das Haupt sank schwer in die Kissen zurück.

Miß Kelydale, dies gewahrend, sagte:

„Archibald, ich gehe jetzt, um mit Agnes Prayse, welche unten auf mich wartet, noch einige Anordnungen zu treffen. In einigen Stunden komme ich wieder, um dann bis zu Deiner Genesung bei Dir zu bleiben.“

Ein Blick voll Dank und Liebe war des Verwundeten einzige Antwort. Hastig verließ die junge Erbin das Krankenzimmer und begab sich zu den ihrer harrenden Gesährtinnen. Diesen theilte sie den Unfall, wie ihr Vorhaben mit, trug Mrs. Edwards auf, Alles zur Pflege eines Kranken Nöthige herbeizuschaffen, bat Agnes, ihr in ihrem Vorhaben beizustehen, doch vorerst ihre Eltern von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen.

Mit der ihr plötzlich wiedergekehrten Ruhe wollte sie noch weitere Wünsche und Befehle aussprechen, als unerwartet die Thür des Zimmers geöffnet ward und Maurice Hope eintrat.

Nachdem er Mrs. Edwards und Agnes Prayse flüchtig begrüßt, wandte er sich an Eleanor und sagte:

„Miß Kelydale, haben Sie auch bedacht, was Sie zu thun gesonnen sind? Mein Bruder ist jetzt sehr erregbar, sein Leben noch nicht außer Gefahr — Ihre Anwesenheit — —“

„Wünschen Sie das Leben Ihres Bruders erhalten zu sehen, Maurice Hope?“

„Ich, Miß Kelydale? Ich kenne keinen sehnlicheren Wunsch, als den, ihn sobald wie möglich hergestellt zu wissen!“

„Trotz dieser Versicherung kann ich Ihnen keinen Glauben schenken!“ entgegnete Eleanor, traurig das Haupt schüttelnd. „Ich kenne Sie nur zu gut und weiß, daß Sie allein Ihren Bruder in dies Unglück gestürzt haben, das ihm vielleicht doch noch das Leben kosten wird. Ihr Starrsinn und Ihre grenzenlose Selbstsucht, die nie einen Gedanken für Andere hat, ist einzig und allein an allem Elend schuld! — Nein, Maurice Hope, Ihnen überlasse ich nimmer die Pflege Ihres Bruders, den ich von ganzem Herzen, von ganzer Seele liebe! Ich bleibe an seiner Seite, um ihn mit Gottes Hilfe dem Leben zu erhalten, oder wenn es nicht anders sein kann, mit ihm zu sterben! In meinen Händen allein ist er sicher, so sicher, wie Sie einst es in Job Fritton's einsamem Jägerhause waren!“

„Wo die Schlange zu neuem Leben, zu neuer Kraft erwachte, um später noch einmal bis auf den Tod verwunden zu können,“ entgegnete düster Maurice Hope. „Sie haben Recht, mir zu misstrauen, denn nur ich habe Archibald an den Rand des Grabes gebracht, und gestehe dies offen und freimüthig ein.“

„Und empfinden Sie keine Reue über das, was Sie gethan, Mr. Hope? Bald könnte es zu spät sein — —“

„Wie könnte ich Ihnen meine Reue beweisen?“

(Schluß folgt.)

Fürst und Waidmann.

Historische Novelle von Ludwig Biemssen.

(Fortsetzung.)

Unkeirrt durch des Knaben herben Trotz entgegnete der Bauer fest: „Ja, Bugslaff, mir liegt daran! — Du solltest billig mein Herr sein, und wenn Du sonst Niemand mehr hättest, so wollte ich Dir dennoch wohl Kleidung des Jahres geben! Laß Dir's nicht spöttlich sein, daß ein Bauer also mit Dir redet, vielleicht möcht' ich Dir doch etwas sagen, das Dein Schaden nicht wär'.“

Da sah ihn der Jüngling groß und ernst an und fragte, was er denn sagen könnte, das ihm zu Heil gedeihe — und schüttelte traurig mit dem Kopfe, als gäb' es für ihn keine Hilfe mehr.

Der Bauer aber antwortete fröhlich: „Wie, Bugslaff, wenn ich nun Dein Bauer wär' und gäb Dir alle Jahre mein Zins, daß Du Dir dafür Kleider schafftest, — gefiele Dir das nicht?“

Zweifelnd entgegnete der Herzog, es gefalle ihm schon, doch wie das geschehen könne?

Gifrig erwiderte Hans Lange: „Nun, Bugslaff, Du bist sammt Deinem Bruder unser Landesfürst, und es ist Sünd' und Schande, daß diejenigen, denen es mehr gebührte, denn mir, sich Euer nicht annehmen; darum so erbarmet mich Euer und sonderlich Deiner, dieweil ich sehe, Du lässest Dich nicht leichtlich verbeißen und hast noch etlichs adeliges Gemüth in Dir. Verhalben sähe ich gern, daß Du etwas besser in Kleidung gehalten würdest, und will Dir guten Rath geben, wie Du thun sollst. Gehe hin zu Deiner Frau Mutter und bitte sie, dieweil Du böß' Kleider und Schuh hättest, daß sie Dir doch Hans Langen zu Laucke möchte zu eigenem Bauern übergeben, auf daß er Dir Pacht und Zinse gebe, damit Du Dir Kotturft davon schaffen mögest.“

Solche Aussicht gefiel dem jungen Herzog, doch konnte es der trostige Knabe, dessen ganzes Herz von Jorn und Trauer brannte, nicht über sich gewinnen, der Mutter ein bittend Wort darob zu gönnen, und als ihm der Bauer rieth, in diesem Fall sich an den vielvermögenden Hofmeister Herrn Hansen von Massow zu wenden, so rang er auch dies nur nach langem, schmerzlichem Zaudern seinen tief empörten Gefühlen ab. Doch freute ihn der günstige Erfolg.

Herr Hans erreichte das Gewünschte, wiewohl nicht ohne Schwierigkeit, von der Herzogin, der Bogislaff ein Dorn im war, und von Stund an ging der Bauer mit dem fürstlichen Knaben zum Gewandschneider und nahm ihm lümbisch Tuch aus und kaufte auch Barchent zum Wamms und ein Paar neue Schuhe und kleidete ihn völlig neu. Dabei ward dem fürstlichen Knaben wohl, und er trat jetzt stattlicher einher, als sei er in gülden Stück gekleidet, und der Bauer hatte sein herzlich Wohlgefallen an ihm, nannte ihn seinen Herrn und kam oft zur Stadt, nach ihm zu sehen.

Der unnatürlichen Mutter gefiel das Alles sehr übel; Bogislaff's festeres und bewußteres Auftreten erregte ihrem schuldbelasteten Herzen schwere Sorgen, und als nun von Wolgast die erschreckende Zeitung kam, daß dem Herzog Erich

sein ältester Sohn und Erbe Wartislaw durch einen jähen Tod in das frühe Grab gefolgt sei, und die Herrschaft nun an ihre anderen Söhne, zunächst an Casimir und Bogislaff kommen müsse, — da packte sie eine furchtbare Angst vor der Vergeltung alles dessen, was sie dem verstorbenen Manne und den hilflosen Söhnen Unwürdiges angethan, und die schwärzesten Pläne reiften in ihr zum Entschluß.

Waren Casimir und Bogislaff beseitigt, so fiel das Reich an den jüngsten, den minderjährigen Barnim, als dessen Vormünderin sie noch lange ungestört und unbedrohet das Regiment fortführen konnte; so zögerte denn die unnatürliche Mutter nicht, zu eigener Befriedigung unweiblicher Herrschbegierde ihre Hände mit dem furchtbarsten Verbrechen zu bestrecken.

Wenige Wochen nach dem Eintreffen jener unerfreulichen und bedrohlichen Zeitung erkrankte plötzlich der junge Casimir unter offenbaren Symptomen der Vergiftung und starb, ehe noch Mittel zu seiner Rettung angewendet werden konnten. Das erschreckte Hof und Stadt aufs Furchtbarste und stößte dem Bruder des Gemordeten, dem Herzog Bogislaff, entsetzlichen Argwohn ein, so daß er fortan außerordentlich auf seiner Hut war; und als ihm kurz darauf die verbrecherische Mutter mit ungewohnter Freundlichkeit begegnete und zum Frühstück eigenhändig ein Butterbrod reichte, stellte er sich nur, als äße er es, ging aber bald darauf hinaus, von schweren Zweifeln geängstigt.

Da folgte ihm eilends der Herzogin Hofnarr und raunte ihm mit schneehleichem Gesichte die angsthaften Worte zu: „Iß nicht, Buslav, — es ist 'was dran! — Gieb's dem Hunde!“

Da warf der unglückliche Sohn mit zitternder Hand das Brod der Bracke zu, — die verschlang's und war nach wenig Stunden todt! — —

Was da durch des jungen Fürsten Sinn an düsteren, entsetzlichen Gedanken zog, wer möchte das sagen!

In Rügenwalde litt es ihn fortan nicht mehr. Dem Bauern klagte er seines Herzens Noth und Jammer; der war mit ihm eins, daß er von bannen ziehe und seiner Rechte wahrnehme; gab ihm ein gutes Roß, dazu ritterliche Ausrüstung an Waffen und Gewand, und hieß ihn, den zunächst gefessenen Adel aufbieten, ob der sich seiner etwa annehmen möcht.

Hier aber fand Bogislaff noch allzuviel Furcht vor der Mutter und ihren Gewaltthaten, darum brach er auf und zog nach Neu-Vor-Pommern, wo es ihm besser glückte. Denn hier fiel ihm der Adel so freudig und zahlreich zu, daß er in wenigen Tagen an dreihundert Pferde um sich hatte; damit ritt er nun zu seinem Ohm, Herzog Wartislaw, mit dem er, als dem einzig noch übrigen Sprossen vom Greifenstamm, gesammte Lande und Leute zu theilen hatte. Bei dem nahm er seiner Sachen Rath, ritt mit stattlichem Geleit nach Rügenwalde zurück und wollte, wie sein Oheim geheßen,

der Mutter das Regiment abnehmen und selbige verwahren lassen bis auf Berathung; die aber, von Angst und schwerer Gewissensnoth gepeinigt, hatte bereits, ehe er anlangte, ihre Schätze und Kleinodien an sich gerafft und war sammt Hansen von Massow und anderem Hofgesinde nach Danzig entflohen.

Nun war mit einem Schlage Alles wie umgewandelt. — Da die Landschaft hörte, daß sich der Herzog „aus der Mutter Druck und Beschwerung gebrochen“, und diese geflohen sei, da entstand große Freude, und Adel, Städte und Klöster empfingen den jungen Fürsten so herzlich, daß sie fast nicht wußten, was sie ihn an Ehre und Liebe Alles erzeugen sollten.

Viele riethen auch, daß man der Herzogin Keisige nachschicken und sie wieder einbringen solle; doch ihr Sohn gedachte vergangener Zeiten und daß sie seines Vaters Weib gewesen und ihn selbst mit Schmerzen geboren habe, darum wollte er es nicht thun und verbot es auch den Anderen, damit ihr nicht bei fremden Leuten Schimpf erwachse.

So kam Bogislaw zum Regiment und das Land hulbigte ihm mit Freuden und setzte seine ganze Hoffnung auf ihn; denn sein Oheim, Herzog Wartislaw, ein schon bejahrter und kränklicher Mann, hatte keine Erben, so daß das ganze Pommerland an Bogislaw fallen mußte; er selbst aber hatte vorerst mehr Sorgen und Kümernisse von seiner neuen Würde, als Freude und Genuß.

Denn kaum, daß er die Huldigung empfangen, da hub Markgraf Albrecht von Brandenburg die alten oft geübten Ränke wieder an und wollte, daß der Herzog das Land Pommern zu Lehn von ihm nehmen sollte, wie mit Herzog Erich auf dem Tage zu Prenzlau abgemacht und vertragen sei. Dessen weigerte sich der junge Fürst, sagte, sein Vater wäre mit Gewalt und Unrecht dazu gedrängt, und solches ihm wie dem römischen Reiche zu Schimpf und Schande gereicht; drum wolle er es nicht thun, und berief sich auf rechtliches Erkenntniß.

Der feurige und streitbare Markgraf aber wollte es darauf nicht ankommen lassen, und weil er des Herzogs Jugend verachtete, meinte er ihm durch Kriegsnoth alles Gewünschte leicht zu entreißen; so fiel er mit Heeresmacht ins Land Stettin, verwüstete ringsum die Grenzen und schloß den Herzog in die Feste Pyritz ein, mußte aber, nachdem dieser mit Hilfe eines treuen Vasallen durch Bruch und Moor entkommen war und sich mit seinem Ohm Wartislaw verbunden hatte, vor der vereinigten Macht beider Herzöge weichen und sich über die Grenze wieder zurückziehen.

Was nun so durch Waffengewalt nicht hatte errungen werden können, das meinte der Markgraf in alter, oft erprobter Weise durch schlaue Unterhandlungen schließlich doch noch zu gewinnen, und vermochte die Herzöge Magnus und Balger von Mecklenburg, daß sie die Sache, „aufgriffen und förderten“.

Die singen nun an, die Herzöge mit friedlicher Abmachung zu bereden, und setzten es schließlich durch, daß ein Tag zu Prenzlau anberaunt wurde, wo Beider Sachen vertragen werden sollten; doch erschien am Ende nur Bogislaw daselbst, und auch der brach mitten in der Verhandlung voll jähen Zornes auf, da der Markgraf ihn mit List „überfahren“ wollte.

Da war viel neue Mühe Seitens der Mecklenburger Fürsten nöthig, um abermal einen Tag zu gewinnen, doch

weil sie Vollmacht vom Märker hatten, so gaben sie dem erzürnten Bogislaw in Allem nach, und trotz ernstlicher Warnung und weiser Abred des mit märkischen Ränken und Listen nur allzuwohl vertrauten Ohms folgte Bogislaw ihnen noch einmal nach Prenzlau.

Da wurde man denn nach langem Hin- und Herreden endlich eins, daß Pommern für den möglichen Fall, daß dermaleinst „das Land losfürbe“, an das Haus Brandenburg fallen, bis dahin aber dieses aller Lehnsansprüche sich enthalten sollte, da ihm solche nicht zukämen. Zwischen beiden Landen sollten übrigens alle Fehd und Unfried für immer aufgehoben sein, und Herzog Bogislaw zu dessen besserer Versicherung die junge Markgräfin Margaretha, Markgrafen Friedrich's Fräulein Tochter, zur Ehe nehmen.

Traurig hatte der greise Ohm zu Barth den Kopf geschüttelt, da er vernommen, man habe die Sache auf solche Artikel vertragen, und hatte seinen fürstlichen Neffen bitter beklagt, daß er sich also mit den „märkischen Pfistköpfen“ geeinigt.

„Das werd' ihm dermaleins noch zu viel Leid und Unrast ausschlagen, dieweil noch zu aller Zeit die Markgrafen eitel Uebermuth, Ränke und Finanz gegen die Pommern geübt, und Treu und Glaub und Frieden bei ihnen nimmer zu finden seien. Er wäre ein alter Mann und habe keine Kinder, wollte sich auch gegen den Markgrafen und seine Listen wohl wehren und wahren; doch lasse er seinen fürstlichen lieben Neffen mit rechtem Fleiße bitten, die Augen aufzuthun, und nur keinesfalls die Markgräfin zu ehelichen, auf daß ihm auf solcher Verbindung nicht in Bälde schon ein Uebel erwachse. Jubel sei nicht zu gewärtigen.“

Solche Botschaft machte den jungen Fürsten eine Weile stutzig; doch da er die liebreizende Margareth sah, vergaß er Alles und führte sie mit Freuden in sein Land, dachte auch, das Glück selber mit ihr errungen zu haben. Und in der That, Alles gelang ihm wohl. Daheim war Fried' und Ruh', das Land stand willig zu ihm, und erwachsen Zwistigkeiten mit dem Markgrafen, so wurden solche bald und glücklich beigelegt.

Bogislaw's greiser Oheim starb wenig Jahre darnach und hinterließ ihm Land und Leute, daß er nun ein gewaltiger Fürst geworden, und alle Pommerische Lande in seiner Hand vereinigt waren; treue, kluge Rätthe halfen ihm selbige verwalten und auf Alles sorglich Acht haben, Schäden zu bessern und Unrecht zu steuern, sein eigen Gut zu mehren und doch den Unterthanen darob nicht das Ihrige zu nehmen; jedes neue Jahr bot immer reichere Früchte, immer erwünschtere Erfolge, — kurz, das Geschick schien den Herzog für eine traurige Jugend jetzt entschädigen und seine Mannesjahre mit allem Glück, dessen sein Herz nur begehren konnte, verherrlichen zu wollen.

So dachten wenigstens diejenigen, die dem Fürsten fern standen und sein Glück nur nach äußeren Erfolgen und immer wachsendem Glanz öffentlichen Auftretens zu beurtheilen vermochten; wer aber um des Herzogs Person war und ihn zu den verschiedensten Stunden beobachten konnte, wer ihn in Momenten sah, wo er, äußeren Zwanges erledigt, seiner Stimmung den Zügel schießen ließ, der erkannte bald, daß dies düstere Auge, diese früh gefurchte Stirn, dieser herb geschlossene Mund keine Zeichen von Glück und Befriedigung seien, daß dieser jähe Wechsel der Laune, dieser ohne genügsame Ursache nur allzu oft aufkodernde Zorn, dieser Durst

nach aufregender Zerstreung in lärmender Umgebung, der ebenso rasch wieder in düstere Abgeschlossenheit und brütenden Menschenhaß umschlug, auf den Verlust des, einem Fürsten doppelt notwendigen, inneren Gleichgewichts hindeutete; und die Ahnung eines unter dünner Decke schlummernden Unheils erfüllte das Herz theilnehmender Freunde und Diener mit banger Sorge.

Aber wo war denn sie, die vor allen Anderen berufen war, dieses düstere Auge aufzuklären, diese gefurchte Stirn zu entrunzeln und dem schweigsamen Munde ein Lächeln abzugewinnen? — Wo weilte die Herzogin, daß sie ihren Gemahl in Schwermuth und wilde Laune versinken ließ?

Ja, wo weilte sie? — Nun, da man der Sache nachdachte, fiel es befremdend auf, daß man die holde Frau so gar selten mehr erschaute, daß sie seit Jahr und Tag nicht mehr an des Herzogs Seite erschien, wenn es ein Stechen gab, oder ein eingestelltes Jagden, eine Fahrt über das Wasser oder ein festlich Barquet mit Abendtanz und wilder Fröhlichkeit, — daß sie in ihren Gemächern schier wie ein Nönnlein lebte, so still und abgetrennt von aller Welt. —

Wohl war seit dem Belager manch Jahr verstrichen, und Frau Margareth nicht mehr das zarte, unerfahrene Fräulein, das an des Herzogs Seite einst so freudestrahlend in die Hauptstadt einritt und Jedermänniglich durch die liebliche Freundlichkeit ihres holden Antlitzes, den sanften Blick ihrer blauen Augen zu herzlicher Theilnahme und inniger Fürbitte für das Glück der jungen Vermählten gewann; aber immer hatte sie doch kaum noch ihr dreißigstes Lebensjahr vollendet; noch blühte sie in seltener Schönheit des Leibes und der Seelen und hätte, der Ordnung der Natur nach, noch Freude finden sollen an Lustbarkeit und frühlichem Wesen, wie es der Jugend geziemt. — Und doch schien sie allen Freuden des Lebens entsagt zu haben!

War es ihr, war es des Herzogs Wille, daß man sie von Jahr zu Jahr immer seltener beisammen erschaute, daß sie zumeist einsam auf dem fürstlichen Hause zu Stettin oder Wolgast mit ihren Kammerfrauen die Tage verbrachte und schweigsam und traurig den Faden ihrer Spindel durch die weißen, schlanken Finger laufen ließ, dieweil der Herzog auf dem Schloß zu Uckermünde hauste und in wilden Gelagen und tobender Jagdlust die Ausbrüche unerklärlich düsterer Stimmung bekämpfte?

Niemand vermochte das zu sagen; aber hundert Augen ruhten forschend seit Jahr und Tag auf dem Pfade der unglücklichen Fürstin und belauschten jedes Wort, das sie sprach, beargwöhnten jede ihre Handlungen, verdächtigten Jedweden, der sich ihr näherte und gern zu Diensten war; denn wußte man auch nicht, warum sie des Herzogs Liebe verloren hatte: so viel war doch offenbar, er zürnte ihr, er zog sich von ihr zurück, und das war den Höflingen genug, um für den Machthaber Partei zu ergreifen, unbekümmert, ob er mit Recht so handle, oder in jäher Leidenschaft die schönste Unbill verübe.

Wenige vertraute Diener ahnten den wahren Grund des traurigen Zerwürfnisses unter den fürstlichen Ehegatten und litten mit ihnen. Eine alte Kammerfrau hatte unfreiwillig ihre edle Herrin belauscht, wie sie zu nächtiger Stunde in einer wüsten Kammer, die an ihre Gemächer stieß, vor einer leeren Wiege, die seit Frau Sophiens Zeiten hier vergessen stand, wie gebrochen am Boden kniete und bitterlich weinend ihre weißen, mageren Hände über den Rissen rang.

Das war ihr tief in die treue Seele gedrungen, daß sie schluchzend hervorgekommen war und mit der armen Kinderlosen, deren gramvolles Haupt matt und müde an ihre Brust sank, die Nacht durch bis an den dämmernden Morgen geweint und ihr tröstende Worte zugeflüstert hatte.

Aber über ihre Lippen ging das traurige Geheimniß nicht, wie sie denn auch nicht ahnte, daß außer ihr noch Jemand im fürstlichen Haushalt auf die richtige Spur gekommen sei.

Ein ähnlicher Zufall hatte den alten Dubo Weithart, des Herzogs vertrauten Kämmerling, zum Mitwiffer gemacht. Er vermochte es nicht zu hindern, daß der Herzog, da er selber hinter einer Tapete im Schlafgemach seines Dienstes waltete, einst jäh und wild ins Zimmer stürzte und stöhnend sich in einen Sessel warf, ihm den Ausweg versperrend. Er mußte horchen, mochte er es gern thun oder nicht.

Da hatte der leidenschaftliche Fürst bald geächzt wie ein Sterbender, bald war er aufgefahren und hatte die Hände gerungen, daß ihm die Gelenke krachten, und dazu mit herz-durchdringender Stimme geklagt: „O, es muß wahr sein, — es muß, es muß! Teuflische Künste, sie rauben mir und dem Lande die Hoffnung! O, o! — Ohm Wartislaw! Hätte ich Dein Wort gehört! — —“

Dann hatte er sich wieder wie fiesch und todesmatt in den Sessel fallen lassen und das Haupt auf den Tisch gelegt; dem entsetzten Lauscher aber hatte es bedünken wollen, als ob der eisenfeste Herr wie ein Kind schluchze, und hatte vor Angst und bebendem Mitgefühl schier seines Bleibens nicht gewußt.

Dann aber war es allgemach still geworden im Losament, und der Kämmerling, in der Hoffnung, der Herzog sei vor Gram eingeschlummert, denkt sich leisen Schrittes davon zu schleichen.

Der aber hebt, wie der greise Diener eben an ihm vorübergleiten will, sein bleiches, wüßtes Gesicht, auf dem noch die Thränen Spuren sichtbar, langsam empor und den Alten am Wamms ergreifend, flüstert er starren Blickes so durch die Zähne vor sich hin: „Sollte es möglich sein, Dubo, — hast ja Manches erfahren im Leben, — daß teuflische Tüde den Schoß eines Weibes unfruchtbar machen könne durch freule List und geheime Zauberkünste? — Kann es sein? — Wie? — Kann es sein? — Sprich's aus, Mann, und nimm mir's vom Herzen, so Du vermagst; es will mir an's Leben! — —“

Dem alten Diener wurden die Füße unterm Leibe schwach, da er seinen Herrn so reden hörte, doch faßte er sich einen rechten Muth und erwiderte, wenn auch mit bebender Stimme: „Der allmächtige Gott, so ins Verborgene schauet, wird nicht zulassen — —“

Weiter kam er nicht, denn hier fuhr der unglückliche Herzog mit einer wilden Sache dazwischen und schrie halb höhnisch, halb wehmüthig auf: „Ha ha! Wollte der aller Tüde und Unthat wehren, so hier auf Erden geschiehet, er möcht es auch bald müde werden, im Regimente zu sitzen! — Hinaus mit Dir, leidiger Tröster, ich will allein sein! Laß Niemand zu mir, denn allein den von Schulenburg; — fort! —“

Der geängstete Diener eilte, die feste Thür zwischen sich und den aufgeregten Fürsten zu bringen; doch blieb er draußen voll Theilnahme noch einige Minuten stehen, und an sein

Ohr schlugen unartikulirte Wehlaute, vermischt mit dem Schall heftiger Schritte des raslos auf und nieder wandelnden Herzogs.

Nur einmal blieb derselbe stehen, seufzte aus tiefster Brust und stöhnte: „Arglist gewinnt! -- Arglist gewinnt! Gott sei es tausendmal geklagt! -- So stirbt das Land Pommern los! --“

Viertes Kapitel.

Daß in so schrecklichen Tagen, wie die eben geschilderten, dem Herzog nicht nach Jagd und Kurzweil zu Muthe sein konnte, ist klar, wenn es auch dem jungen Leibjäger Fredelin Rebeko nicht hinlänglich begreiflich war. Er konnte nicht fassen, weshalb der Herr, den holden Frühlingstagen zu Trotz, ein so finstres Gesicht wies und, wie er vom Hausmeister gehört, fast nur mit Herrn Werner von der Schulenburg in verschlossener Kammer über Pergamenten und Scripturen sitze; ihm dächte es im grünen Forst und auf frischer Haide doch tausendmal lieblicher und erquicklicher, und so mischte er seine unzufriedenen Klagen mit denen der übrigen Jagdbedienteten.

Aber die Jugend beharrt nicht eben allzulange auf einer Stimmung, und so verlor sich auch Fredelin's Mißmuth bald, als er daran gedachte, daß ihm sein Dienst auch sonst noch mancherlei Arbeiten auferlege, sattfam genug, um die freiere Zeit der Jagdruhe völlig auszufüllen.

War nicht der Mai da mit ungewöhnlich stiller Lust und lieblicher Wärme, ruhigen, heiteren Morgen und reichlichem Geß für das Wild, daß man kaum eine bessere Zeit gewinnen mochte, um die Arbeit mit dem Leithund zu beginnen? Fürwahr, er wollte keinen Tag damit zögern!

Hatte ihm doch der Oberjägermeister einen jungen, edlen Hund zu ganz besonderer Pflege und Arbeit übergeben, und keine Mühe und kein Fleiß war gespart worden, um ihn nach allen Regeln der echten Waidmannskunst aufzuziehen; nun war es Zeit, ihn hinauszubringen; Gras und Saat stand kurz und üppig, schon hatte das Wildpret angefangen, sich abzufärben, und Muße hatte er die Fülle: so setzte er denn ohne Verzug Alles ins Werk.

Gleich am anderen Morgen holte er den Hund unter Schmeicheln und freundlicher Zusprache selber aus dem Stall und ließ ihn von einem Jungen auf einen bereit gehaltenen leichten Wagen setzen, auf dem er nach dem „Besuch“ gefahren werden sollte, — theils, um ihm, „die Nase rein zu halten“ von allerlei Spuren, die ihm auf dem Wege confus machen könnten. Er selber stieg mit hinauf, der Junge trieb das Pferdchen an, und so rollten sie wohlgenuth zur Stadt hinaus, dem köstlichen Morgen entgegen.

Es ging nach alter vertrauter Richtung. Je näher sie aber den letzten Hütten kamen, desto höher klopfte Fredelin's Herz, denn schon konnte er das altersgrüne Dach sehen, unter dem die Geliebte noch in süßem Morgenschlummer lag, und ihr liebliches Bild stieg wieder so hold und schön vor ihm auf, daß er tief aufathmen mußte vor beklemmender Seligkeit und sehnsüchtigem Verlangen.

Unwillkürlich flogen seine Blicke nach der Hütte des alten

Sicke Segeband hintüber; heute lief ja die neuntägige Frist ab, die Jener ihm für einen zweiten Besuch gesetzt, und heute — es mochte kosten, was es wolle — heute wolle er frei herausreden und dem Alten sein Herz ausschütten. War und blieb doch dieser der Einzige, der ihm und seiner Noth helfen konnte.

Unter solchen Gedanken war das kleine Gefährt dem Hüttlein näher gekommen, als plötzlich hinter dem Zaun eines kleinen, dem Sicke gehörigen Wiesenstücks dieser selbst sich aus gebückter Stellung aufrichtete, und dem Nahenden ein lautes und fröhliches „Hoho!“ zurief.

Das Wägelchen hielt, Fredelin sprang herab, dem Alten die Hand zu schütteln, und bald war Zweck und Ziel der frühen Ausfahrt erklärt und besprochen.

Sicke nickte zu Allem freundlich und zufrieden mit dem Kopf, lobte auch Fredelin wegen seiner Sorglichkeit und besah dann den Hund mit Kennermienen. Nichts ging über den Ernst, mit dem er das junge Thier in allen seinen Theilen prüfte und den dicken, doch wohlgeformten Kopf, die weiten Nasenlöcher und die großen Lappen um das Maul lobte; wie er die hangenden Ohren genau nach der Spanne maß und die kürzeren Vorderläufe mit den längeren Hinterläufen verglich, — wie er die Stärke von Brust und Kreuz erforschte und die hübsch abfallende Ruthe durch die Finger gleiten ließ; kein Glied fast an dem ganzen Thiere blieb ununtersucht, und schließlich fällt er das Urtheil, daß es, wenn es anders gut gearbeitet werde, ein ausgezeichnetes Leithund zu werden verspräche.

Nachdem er so durch sein höchst gewichtiges Benehmen, seinen orakelnden Ton und stechende Blicke den kleinen Hundejungen auf dem Strohsack mit zitternder Ehrfurcht erfüllt, unseren Fredelin aber, dem er heute schon viel vertrauter war, innig ergötzt hatte, ermahnte er diesen, sich nun nicht länger aufzuhalten, damit er bei Zeiten an Ort und Stelle komme und des Thauschlages wahrnehmen könne. Auch dürfe er kein Sekündlein mehr verlieren, wolle er anders noch von demselben heilkräftigen Morgenthau, sonderlich auf Fenchel, Augentrost und Pimpinelle, den er eben zu sammeln beflissen gewesen, einiges gewinnen.

Damit wollte er forstselzen; aber Fredelin faßte sich diesmal schon besser ein Herz und sagte schnell: „Darf ich heute, wenn ich mit dem Hunde heimkehre, noch einmal bei Euch vorsprechen? Ihr wißt, es sind heute die neun Tage um, und ich hätt' Euch noch so manches zu sagen.“

Der Alte warf unter seinen dicken, grauen Augenbraunen hervor einen kurzen, strengforschenden Blick auf den Jüngling; wie dieser denselben aber so recht offen und herzlich aus seinen großen braunen Augen erwiderte und zutrauensvoll einer Antwort zu harren schien, hellte sich des Alten Miene zu einem wohlwollenden Lächeln, und er entgegnete: „Sollst willkommen sein, mein Bub; komm, wann Du willst! Der Alte geht heute nicht mehr aus dem Bau!“

Damit schwenkte er grüßend die Hand, wendete sich kurz um und humpelte hinter seinen Zaun zurück. Kumpelnd zog das kleine Gefährt weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Flandereien am Kamin.

Ein Seegefecht mit Pirate

Ueber ein Gefecht, welches ein Theil der Mannschaft der auf einer wissenschaftlichen Expedition befindlichen österreichischen Corvette „Friedrich“ an der Ostküste Borneo's mit Piraten zu bestehen hatte, entnehmen wir einer Correspondenz der N. F. Pr. nachstehende Details: Da es nöthig geworden war, für den Betrieb der Maschine des Schiffes Holz zu fällen, wurden 30 Matrosen unter Befehl eines Seecadetten zu diesem Zwecke an das üppig bewaldete Land gesendet. Zum Schutze gegen wilde Thiere erhielten sie zehn Stück Werndl-Carabiner. Die Corvette befand sich ungefähr vier Seemeilen seawärts des Arbeitsplatzes und beschäftigte die eigene Dampfbarcasse und ein anderes großes Boot mit Aufnahmarbeiten. Das Wetter war trübe, es regnete zuweilen, und ein undurchdringlicher Dunst lagerte unterhalb der weißen Nebelwolken, welche die Urwaldfläche beschatteten. Von Bord aus konnte man der großen Entfernung halber weder sehen noch hören, was auf dem Lande vorging; es ahnte aber auch Niemand, daß sich dort irgend ein Unfall ereignen könnte, da man die Gegend unbewohnt wußte. Die Matrosen arbeiteten aus Leibeskräften. Unter der Wucht kräftiger Anstöße fielen die Baumstämme und wurden kunstgerecht zerleinert und geschichtet. Proben von Kraft und Geschicklichkeit regten einen Wettstreit an, welcher das Werk rasch förderte und die Arbeit, weil sie vom frammen Borddienste gar so sehr verschieden ist, zum wahren Vergnügen gestaltete. Neugierige Affen und Krokodille wagten sich in die Nähe und wurden, kaum entdeckt, unter vielen Schreien durch Gewehrschüsse und Steine verschreckt. Das waren aber nicht die Feinde, die zu fürchten waren. An solche dachte man eben gar nicht. Da erschienen gegen ein Uhr Nachmittags plötzlich, bei einer Landspitze herumbliegend, fünf ziemlich große Fahrzeuge, anscheinend Fischerboote, sehr stark bemannt, mit ungefähr 80 nackten und braunen Eingeborenen und schwenkten mit Blitzesschnelle in Frontlinie. Im zweiten Fahrzeuge steht die hohe Gestalt eines alten Mannes, dessen weißes Haar und weißer Bart ihn besonders kennzeichnen und malerisch erscheinen lassen. Auf ein Zeichen von ihm — er muß der Häuptling sein — richtet jedes Fahrzeug am vorderen Theile eine starke hölzerne Brustwehr mit Schießscharten auf. Der Häuptling feuert einen Schuß auf die Wache im Boote ab. Das ist das Signal zum allgemeinen Gefechte. Die Matrosen bewaffnen sich im Augenblicke, stürzen sich ins Wasser, den Piraten entgegen. Alles dient zur Waffe, Holzäste, Knittel, Steine. Die Werndl-Carabiner beginnen sofort ihre Arbeit. Die Matrosen feuern prächtig. Der greise Häuptling ist todt, und viele andere Piraten ereilt ein gleiches Schicksal. Dennoch geht der Kampf vorwärts. Leider haben auch wir empfindliche Verluste. Zwei Mann sind todt und zwei Andere schwer verwundet. Die Piraten werfen mit großer Geschicklichkeit Wurfspieße und schießen aus einer großen Menge von Trombons. Der Hauptangriff ist gegen das Boot gerichtet; es liegt in klaffertiefem Wasser verankert. Die Matrosenwache kann sich der Anzeifer nicht erwehren, und springt nach einigen Schüssen ins Wasser. Nur wenige der Leute können vom Lande aus Hilfe bringen; sie thun es zwar, aber vergeblich. Die Stärksten unter ihnen versuchen, das Boot ans Land zu ziehen, aber der Anker hält und sie werden niedergeschossen. Endlich bemächtigen sich die Piraten des Bootes und führen es weg. Es erscheinen zwei weitere Fahrzeuge mit Piraten und vereinigen sich mit den anderen. Die Matrosen haben sich unterdessen vom Wasser an die Küste zum Walde begeben. Die Piraten schiffen sich aus, und im Augenblicke schnitten sie den zwei Todten die Köpfe ab. Man hatte es also mit den sogenannten Kopfsägern zu thun. Hierauf schiffen sie sich wieder ein und zogen ab, um von einer anderen Seite auf Schleißwegen einen Landangriff vorzubereiten. Zu diesem ist es aber nicht mehr gekommen, da die Mannschaft ungefähr zwei Stunden nach dem Kampfe abgeholt wurde. Von Bord aus hatte man von diesem Ge-

fechte gar nichts gehört und nichts gesehen, und war daher von dem Vorfalle sehr überrascht. Man rüstete sofort eine Kriegsexpedition mit allen großen Booten und mit zwei dreipfündigen Bogenzugkanonen aus und recognosirte die Küste auf einer Ausdehnung von ungefähr 25 Meilen, ohne eine Spur der Piraten entdecken zu können.

Aus Droschaza in Ungarn wird ein haarsträubendes Verbrechen berichtet. Eine dortige Wittwe, welche mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn zusammenwohnte, war von diesen schon wiederholt bestürmt worden, ihre paar Gulden, die sie im Vermögen hatte, ihnen herauszugeben. Da sie aber dies zu thun sich weigerte, beschloßen die Beiden, die Alte aus dem Wege zu räumen, um in den Besitz des Geldes zu gelangen. Als nun am 15. v. M. die Wittwe am frühen Morgen zum Brunnen gegangen war, um Wasser zum Begießen ihres Gartchens zu schöpfen, fielen Tochter und Schwiegersohn über sie her und wollten sie in den Brunnen stoßen. Die Unglückliche riß sich jedoch mit der Kraft der Verzweiflung los und lief in ein Weizenfeld, wo sie sich versteckte. Das entmenschte Paar verfolgte sie auch dorthin, der Schwiegersohn versetzte ihr einen Hieb auf den Kopf, daß sie betäubt zu Boden sank, und die Tochter stopfte ihr ein Schnupftuch in den Mund; dann schleppten sie ihr Opfer zum Brunnen und warfen es hinab. Im Herabfallen jedoch erfaßte die Alte die Kette des Ziehimers, hielt sich daran fest und schrie, nachdem sie mit der anderen Hand das Schnupftuch aus dem Munde gezogen hatte, laut um Hilfe, worauf die Mörder erschreckt die Flucht ergriffen. Die Wittwe wurde von den auf ihr Geschrei herbeigeeilten Leuten aus dem Brunnen glücklich herausgezogen, und die Thäter harren bereits im Gefängniß der verdienten Strafe.

Ein Bigamist.

Wie amerikanische Blätter mittheilen, ist vor kurzem in Chicago ein Mann Namens David W. Buck auf die Beschuldigung der Bigamie hin verhaftet worden. Wie sich herausgestellt, hat derselbe sich indessen nicht mit zwei Frauen begnügt, sondern nahezu ein Duzend gehabt. Zuerst heirathete er Elfsath Blaine in Grensfeld, von der er vier Kinder hatte. Diese Familie ließ er später in Stich und heirathete Anna Kerr in Darville, welche er aber, da er zur Zeit in der Armee war und nach dem Süden marschiren mußte, nach wenigen Wochen schon verließ. Noch ehe der Krieg zu Ende war, heirathete er irgendwo auf dem Marsche eine andere Frau, von der er aber bald geschieden wurde und deren Namen er sogar vergessen hat. Nach dem Kriege kam Buck nach Cincinnati und heirathete dort ein Mädchen aus einer anständigen Familie. Um als Hausmaler Beschäftigung zu finden, ging er nach Chicago, besuchte aber öfters seine Frau in Cincinnati. Bei einem dieser Besuche lernte er eine junge Dame aus Lawrenceburg kennen, mit der er sich bald darauf rechtlich trauen ließ. Die große Zahl seiner Frauen fing nun an, einen bedrückenden Einfluß auf ihn auszuüben; er gestand seiner Frau in Cincinnati ein, was er in Lawrenceburg gethan und erbot sich, sich selbst wegen Bigamie zu denunciren. Seine Frau wollte von einem solchen Schritte nichts hören, und Buck begab sich wieder an seine Arbeit in Chicago. Bei einer Zusammenkunft, welche die Frau in Cincinnati mit der in Lawrenceburg hatte, wurde indessen von Beiden der Beschluß gefaßt, dem Treiben des Buck ein Ende zu machen, und auf eine dahin bezügliche Anzeige bei der Polizei wurde Buck in Chicago verhaftet. Während des Transports nach Cincinnati erzählte er den ihn begleitenden Polizisten seine Lebensgeschichte, wobei er bemerkte, daß es ihm sehr angenehm wäre, Chicago zu verlassen, da er dort noch fünf andere Frauen habe und schon längst den Ausbruch von Familienzwiseigkeiten befürchtet habe.